

SCHWÄBISCHE HEIMAT 1987|3



Postvertriebsstück · Gebühr bezahlt
 82920775-2207752/40699
 26092
 WÜERTT. STAATSBIBLIOTHEK
 NECKARSTR. 8
 7000 STUTTGART 1
 I 769

Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzügl. Versandkosten, inkl. 7% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 16 38/39.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:

Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 2 68 61 01. Zweigniederlassung: Bahnhofstraße 65, 7080 Aalen 1, Telefon (073 61) 594-601

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 16 38/39.

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Konrad Theiss Verlags, Stuttgart, bei.

Inhalt

LUTZ FRANKE	
Zur Sache: Umweltmischerle	177
HEINZ BARDUA	
Das Wappen des Landkreises Esslingen	178
GOTTLOB HAAG	
Kalendergedichte	179
MANFRED BOSCH	
Sepp Mahler – Vagabund der Seele	181
UWE KRAUS	
Museen des Landes: 3. Das oberschwäbische Freilichtmuseum Kürnbach	186
MARTIN BLÜMCKE	
„Zum wehemüthigen Andenken“ – Gedenktafeln für die Opfer des Rußlandfeldzugs 1812/13	192
WILLI A. BOELCKE	
Kattun statt Seide – Armut im napoleonischen Zeitalter	199
KARL MÜLLER	
Erinnerung an die Hungerjahre 1816/17 in der Schnaitheimer Michaelskirche	203
KARL KEMPF	
Briefe der jungen Therese Köstlin und ihrer Bena	205
WERNER FRITZ	
Das Naturschutzgebiet Irrenberg zwischen Balingen und Albstadt	208
MARTIN PUSCH	
Der Ailenberg bei Esslingen – bleibt der historische Weinberg erhalten?	210
PAUL WANNER	
Seminarist in Blaubeuren in den Jahren 1911 bis 1913	216
Buchbesprechungen	227
sh aktuell	236

Es gehört selbstverständlich zum Amt des Politikers, durch Aktivitäten von sich reden zu machen. Mißlich ist freilich, wenn er zuvor bereits ungefragt ins Gerede kommt. So widerfuhr es ausgerechnet dem ersten eigenständigen Umweltminister in Baden-Württemberg, den Landeschef Späth unvermutet aus dem Hut gezaubert hatte, obgleich ein solcher Schritt all die Jahre zuvor bekanntlich kein Thema war.

Ins Gerede kam der offenbar einmal mehr auf dem Wege eines einsamen Beschlusses designierte Erwin Vetter nicht etwa aufgrund fehlender Qualifikation, denn er war mehr als «nur» OB in Ettlingen. Als Mitglied der Bulling-Kommission – *Kommission Neue Führungsstruktur Baden-Württemberg* unter Regierungspräsident Manfred Bulling –, die im Juni 1985 mit ihren teilweise spektakulären Reformvorschlägen mancherlei politischen Staub aufgewirbelt hatte, hat sich auch Vetter weit aus dem Fenster gelehnt, was den Kompetenz-Zuschnitt eines zeitgemäßen Landes-Umweltministeriums angeht.

Als dessen erster Minister verfügt er nun zwar ungeschmälert über Titel und Ehre, auch über eine große Zahl von Ressorts, die bisher bei anderen Ministern ressortierten, – insbesondere beim Sozial- und beim Innenminister sowie beim Minister für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten. Wobei aber vordergründig auffällt, daß der neue Umweltminister nicht nur in Sachen Raumordnung und Verkehrsplanung mangels Zuständigkeit nicht das letzte Wort haben wird. Dieser Schönheitsfehler wird vermutlich nicht einmal dadurch wettgemacht, daß der Neue selbstverständlich für *Grundsatzfragen der Umweltpolitik* zuständig ist.

Der Grund ist jener ebenfalls neue *Kabinettsausschuß für den ländlichen Raum*, dem der Stellvertreter des Ministerpräsidenten «vorstehen», sprich hier am längeren Hebel sitzen wird, und dieser Vorsteher heißt nicht zufällig Gerhard Weiser, der somit zwar auf den Bereich Umwelt im Titel seines Ressorts verzichten mußte, auch auf die entsprechenden Abteilungen seines Ministeriums, nicht aber auf die ausschlaggebende Kompetenz, denn in diesem Um-

weltkabinett sollen *die umweltrelevanten Vorhaben aller anderen Ministerien koordiniert und entschieden werden – auch die des neuen Umweltministers* (Stuttgarter Nachrichten vom 27. Mai 1987).

Nicht von ungefähr gilt Weiser nicht nur als der starke Mann in Späths Kabinett, er ist es auch. Offensichtlich hatte die Bulling-Kommission – wenn nicht aufgrund deren Votum sogar Späth selbst – die Rechnung ohne den Wirt gemacht: ohne den Landwirt Gerhard Weiser. Selbstverständlich würde niemand so weit gehen zu vermuten, seinerzeit habe man den Bock zum Gärtner gemacht, als dem Landwirtschaftsminister, dessen Einflußbereich für ein Gutteil unserer heutigen Umweltprobleme aufkommt, damals auch noch wesentliche Umweltkompetenzen, der Ressorttitel und vor allem die umweltpolitische Federführung im Lande zugesprochen wurden. Nur durfte es z. B. in Bonn auch kein Zufall gewesen sein, daß dort das Innenministerium federführend war, bis auch Bundeskanzler Kohl angesichts der jüngsten Bundestagswahl und der unzähligen Skandale und umweltpolitischen Defizite in aller Eile ein eigenes Umweltministerium etabliert hat.

Bei (Umwelt-)Staatssekretär a. D. Dr. Günter Hartkopf kann man seit 1983 nachlesen, daß es weder beim Bund noch bei den Ländern damit getan ist, organisatorisch selbständige Umweltministerien einzurichten: *Diese häufig erhobene und auf den ersten Blick so einleuchtend erscheinende Forderung übersieht, daß sich ein (Bundes-)Umweltministerium in dem durch Tauschbeziehungen geprägten politischen Entscheidungsprozeß kaum gegenüber anderen Interessen durchsetzen könnte. Denn mangels anderer wichtiger Aufgaben befände sich das Umweltministerium stets in der Rolle des Bittstellers, ohne anderen Ressorts oder externen Organisationen Vorteile gewähren oder Nachteile zufügen zu können. Ein (. . .) Umweltministerium würde in sich ein Maximum an Konflikten mit einem Minimum an Durchsetzungspotential vereinigen.*

Dies dürfte um so mehr gelten, wenn wichtige Teilbereiche von vornherein ausgegliedert bleiben, vom fehlenden Vetorecht wie in Baden-Württemberg ganz zu schweigen, d. h. der Umweltminister wird in Umweltangelegenheiten nicht stets das letzte Wort haben. Sollte etwa Späth – in Bund und Ländern als «Cleverle» gerühmt – all dies übersehen haben? Mitnichten. Die nächste Landtagswahl steht an, und da ist so ein «Umweltminischerle» grad geschickt.

Das Titelbild zeigt im Vordergrund die Flanke des Irrenbergs bei Balingen, ein Naturschutzgebiet, das sich weitgehend im Besitz des Schwäbischen Heimatbundes befindet (vgl. S. 208 f.). Unübersehbar der Hohenzollern mit Hechingen zu seinen Füßen; dahinter der Waldstreifen des Rammerts und der Schönbuch.

Der neue Landkreis Esslingen wurde 1973 aus dem gleichnamigen früheren Kreis und dem fast vollständigen Gebiet des ehemaligen Kreises Nürtingen gebildet. Während der erstgenannte Vorgänger unter der schwarzen Hirschstange Württembergs den Adler der ehemaligen Reichsstadt Esslingen und drei grüne Schildchen als Symbole für die Landschaften Schurwald, Neckartal und Filder im ungeteilten Schild führte, zeigte das Wappen des zweiten Vorgängers unter einem Schildhaupt mit der Hirschstange in gespaltenem Schild die Rauten von Teck und die drei Hifthörner von Neuffen.

Aus den vom beratenden Hauptstaatsarchiv Stuttgart auf Bitten des Landratsamts vorgelegten Gestaltungsvorschlägen für ein neues Landkreiswappen wurde in langwieriger Diskussion eine Lösung entwickelt, die den nun das frühere Esslinger Kreisgebiet repräsentierenden Reichsadler mit den schwarz-goldenen Rauten aus dem Wappen der Herzöge von Teck und einem in der Heraldik als Hifthorn bezeichneten Jagdhorn verbindet. Das letztere ist sowohl die Wappenfigur des ausgestorbenen Dynastengeschlechts von Neuffen (silbern) als auch der an der Südgrenze des Kreises gelegenen gleichnamigen Stadt (schwarz). Rot tingiert erscheint diese Figur überdies im Wappen der Stadt Nürtingen. Da das Hifthorn im neuen Landkreiswappen – zusammen mit den auf den Raum Kirchheim unter Teck und Owen hinweisenden teckischen Rauten – vor allem das Gebiet des früheren Kreises Nürtingen repräsentieren soll, wurde von dessen Wappen die goldene Tingierung des Horns und seiner Fessel übernommen.

Die württembergische Hirschstange, die die Schildbilder der beiden Vorgängerkreise beherrschte, entfiel im Wappen des neuen Landkreises Esslingen aus heraldischen Gründen. Je weniger Figuren ein Wappen enthält, desto rascher kann es vom Auge



Heraldische Beschreibung: In Gold (Gelb) über einem von Schwarz und Gold (Gelb) mit Teilungen schräg gerauteten Schildfuß ein rot bewehrter und rot bezungter schwarzer Adler, belegt mit einem goldenen (gelben) Hifthorn an goldener (gelber) Fessel.

erfaßt und identifiziert werden. Gute Wappen sind stets einfach und deshalb auch einprägsam, wie es sich für ein Bildkennzeichen oder «grafisches Kürzel» geziemt. Die frühere Zugehörigkeit zu Württemberg wird übrigens auch durch die teckischen Rauten mit angesprochen, die seit 1495 Bestandteil des Wappens der Herzöge von Württemberg und Teck sowie ihrer königlichen Nachfolger in der Regentschaft dieses Landes gewesen sind.

Am 13. August 1975 hat das Innenministerium Baden-Württemberg dem neuen Landkreis Esslingen das Recht zur Führung dieses Wappens verliehen.

Motor, Becherwerk und Siebtrommel gesucht

Der Kalkofen Untermarchtal war von 1922 bis 1937 in Betrieb. Vor kurzem hat ihn der Schwäbische Heimatbund erworben, um ihn als technisches Denkmal zu erhalten und die Herstellung von Kalk zu dokumentieren.

Die technische Einrichtung des Kalkofens bestand neben dem Schachtofen aus einer Horizontalschnecke, die den trocken gelöschten Schwarzkalk in eine kleine Grube beförderte. Ein Becherwerk auf Lederriemen hob ihn daraus etwa drei Meter hoch in eine hölzerne Siebtrommel. Ein Einkolben-Benzin-Motor, 12 bis 15 PS, mit Schwungrad hielt diese Anlage über Transmissionen in Bewegung.

Einzig erhalten geblieben ist die Schnecke. Das Becherwerk, die Siebtrommel und der Motor sind verlorengegangen. Sie müssen wieder beschafft werden, wenn der Kalkofen in Funktion gezeigt werden soll. Der Schwäbische Heimatbund bittet deshalb um Hinweise, wo derartige oder ähnliche Geräte bzw. Geräteteile noch in Betrieb sind oder stillgelegt nutzlos herumstehen. Erstere wären hilfreich als Vorlage für den Nachbau, letztere kämen für den Erwerb in Betracht. Dies gilt insbesondere für den Motor.

JULI

Deß is der,
 wu am liebschte
 mit Blitz und Dunner
 hantieert.
 Manichsmoel
 schickt er a aan,
 der de Bauere
 s Traad
 uff am Halm drischt.

Doch manchs Joehr
 geizt er a mit Reeche,
 daß d Quelle verdorschte
 und d Fliß und d Bäch
 schieer ihrn Name vergesse.

Er hat d Sunne
 wie en Vouchl
 uff dr Axl sätze
 und schmisst de Bauere
 zur Koerähre
 d Zouhreeder ou.

AUGUSCHT

Auguscht
 und in e boer Deech
 hat d Koerähre
 volli gschniide,
 sann d Traadäcker läer
 und dr Wiind
 kou widder barfeß
 iwwer d Schtupfl laafe.

Uubarmherzich
 därtt d Sunne
 em Groos ou de Häng
 die gräe Seel
 aus em Halm.

D Schwalme hogge,
 uffgreiht wie d Perle
 ou em Padder
 uff de Dellegraafedräeht.
 Und deß geit
 em Summer Zeit
 seii End z bedenke.

SEPTEMBER

Roet weddle
 d Weide im Wiind.
 Noochtblau
 dolde d Vouchlbäer
 und dr Holler
 ou de Hecke.
 Um diee Zeit
 finde si d Veichl
 in groesse Schwärm
 uff em Feeld.

Dr Herbscht is scho
 neii d Baame gschtiieche
 und fängt ou
 s Laaweri z färwe
 und z vergolde.

Loehroet
 brennt s Laaweri
 vo de Kärschebaame
 geiiche s Oewendroet
 im Wiind.



Über Sepp Mahler und die Bemühungen, sein Geburtshaus – das Leprosenhaus seiner Heimatstadt Bad Wurzach – zu einer Gedenkstätte des Malers und Dichters zu machen, hat die «SCHWÄBISCHE HEIMAT» zuletzt in der Ausgabe 1981/4 berichtet. Inzwischen ist die allgemein als glücklich betrachtete Renovation des Hauses weit vorangeschritten und soll Mitte 1987 abgeschlossen werden.

Den Vorschlägen des Fördervereins sowie des Heimatpflegers und Stadtarchivars Otto Frisch folgend, hat der Gemeinderat von Bad Wurzach im November 1985 einer Nutzung des wiederhergestellten Leprosenhauses zugestimmt, die sich sowohl an dessen örtlicher Bedeutung, als auch an seinem überregionalen Charakter orientiert. Danach soll die Kapelle ihren sakralen Charakter behalten, daneben aber auch künstlerischen Darbietungen wie Dichterlesungen, musikalischen Aufführungen oder Ausstellungen offenstehen. Das Leprosenhaus selbst soll künftig einer Aktualisierung all jener historischen Aspekte und Themen vorbehalten bleiben, wie sie mit der sozialen Dimension dieses Denkmals verbunden sind. Dazu gehören der Bauernkrieg und die nahe Richtstätte, aber auch Leben und Leiden der Aussätzigen, Armen und Kranken bis hin zu bäderkundlichen Dokumentationen. Ein weiterer Aspekt ist die Geschichte des Hauses und seiner baulichen Veränderungen sowie die Darstellung des sozialen und arbeitstechnischen Umfeldes des Leprosenhauses.

In dieses Konzept fügen sich die Gedächtnisräume für Sepp Mahler (1901–1975) nahtlos ein, dessen malerisches und dichterisches Werk die meisten dieser Aspekte vielfach aufnimmt und spiegelt. Insgesamt aber ist in bezug auf Mahler weniger an ein Museum gedacht als an die Möglichkeit lebendiger Erläuterung und Auseinandersetzung. Vor allem ist geplant, Interessierte in Person und Werk Mahlers einzuführen und seine Beziehungen zum Leprosenhaus aufzuzeigen.

Nachstehend veröffentlicht die «SCHWÄBISCHE HEIMAT» die Rede, die der Herausgeber des Buches «Ich der Lump – Philosoph der Straße»¹ im September 1984 anlässlich dessen Präsentation in Biberach gehalten hat.

An meine erste Begegnung mit einem Vagabunden – sie liegt etwa 30 Jahre zurück – erinnere ich mich so: Ich spielte vor unserem gerade neubezogenen Haus, als ein vorbeikommender Landstreicher mich um ein Glas Wasser bat. Meine Gefühle waren zwi-

spältig und vor allem von der Angst bestimmt, der Fremde könne mir ins Haus nachfolgen und bemerken, daß sonst niemand daheim war; auch befremdete mich die Direktheit, mit der er mir seinen Wunsch gesagt hatte. In der Aufregung erwischte ich wohl den Warmwasserhahn, und auf die Frage des Vagabunden, ob wir denn kein kaltes Wasser hätten – es war sehr heiß an diesem Tag – fiel mir nichts Besseres ein als ein dreistes «Nein».

Meine vorläufig letzte Begegnung mit einem Vagabunden, mit Sepp Mahler nämlich, hat mir diese Episode wieder in Erinnerung gerufen, genauer sein Text *Notizen über den Reichtum*. Es heißt da unter anderem: *Will man besuchen einmal diese Herrschaften, die Besitzer, dann zuerst wird man empfangen von einem Mädchen, in der Lüge, Frechheit gut ausgebildet durch die Herrschaft, meistens abgewiesen, belogen, daß in einem die Wut aufsteigt. (. . .) Welche Härte, Leid und Unzufriedenheit man da empfängt, erkennt der oberflächliche Betrachter nicht, nur dem tiefer fühlenden Geist es geöffnet wird, die Verdammnis des Mammons, des Geldes. Das Bildgesicht einer Villa, erster Eindruck – Burg, Festung, Schloß. Nun hatten meine Eltern natürlich keine Bediensteten und erst recht kein Schloß hingestellt, sondern ein kleines Haus dank Schwäbisch Hall, – aber der Eindruck einer Burg oder Festung war so falsch nicht. Jedenfalls stand der soziale und kommunikative Gebrauch des Häuschens im Widerspruch zum sozialen Prestige, das damit verbunden war. Einen Vagabunden nicht einfach mit einem Glas Wasser weiterzuschicken, ihm einen Saft anzubieten, ihn gar an den Tisch zu bitten – dergleichen wäre schon an den Nachbarn gescheitert. Mit solchen Leuten machte man sich besser nicht gemein. Jenes Verhalten aber ging mir später nach und nach als ein Symptom für philiströse Selbstgerechtigkeit und schlimme Kleinbürgerlichkeit auf, die jede Berührung mit sozialen Unterschichten wie den Teufel meiden ließen, weil man selbst in diesen Abgrund hinabgerissen zu werden fürchtete.*

Plötzliche Wertschätzung ist verdächtig

Nun soll das gewiß keine verspätete Beichte werden; aber mir scheint es ganz sinnvoll, solche Berührungssängste offen auszusprechen, wenn es um Vagabunden geht. Denn damit läßt sich doch wohl ein wenig an der Patina kratzen, die das Bild Sepp Mahlers heute bereits anzusetzen begonnen hat. Es ist eine Patina aus erstaunlich viel Zustimmung und

1 Sepp Mahler: *Ich der Lump – Philosoph der Straße*. Das literarische Werk: Gedichte, Prosa, Dokumente, Bilder. Herausgegeben von Manfred Bosch im Auftrag der Stiftung Literaturarchiv Oberschwaben. Sigmaringen: Thorbecke-Verlag 1984. 224 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, DM 28,-.

verdächtig plötzlicher Wertschätzung. Manchmal kann es einem so vorkommen, als habe nun nur noch das Kindchenschema Geltung, das da Beschützerinstinkte weckt gegenüber diesem Sanften und kindlich Gebliebenen, diesem harmlosen Wilden und lebenswerten Sonderling. Posthum und nun einmal berühmt geworden, scheint ihm entgegenzuschlagen, was er zu Lebzeiten und besonders am Anfang seiner Kunst so bitter notwendig gehabt hätte: Geltenlassen, Interesse, Anerkennung. Und nun: Sepp Mahler, der Moormaler. Sepp Mahler, der Vagabund, – gedacht als lebenswerter jüngerer Bruder des eichendorffschen Taugenichts, lyrisch attraktives Exempel freien Lebensgenusses in ewig gleitenden Horizonten und immerwährenden Sommern. Mit solchen Vorstellungen sind Sepp Mahler die Zähne gezogen, mit solchen Etiketten scheint endgültig jene Eingemeindung vollzogen, die Sepp Mahler als Herausforderung ad acta legt und seine poetische Gegenwelt als pure und erregend schöne Harmlosigkeit goutiert. Enno Hektor, der friesische Schriftsteller, schrieb 1848 einer Leserin, die die Nase über den Titel seines Blattes *Der Vagabund* gerümpft hatte: *Erst heutzutage ist man zu der Einsicht gelangt, daß auch die Juden, Vagabunden, der Pöbel, die Sklaven, Leibeigenen und Hottentotten den Menschen beizuzählen und als solche anzuerkennen seien. Diese Einsicht hat sich soweit Bahn gebrochen, daß es sogar förmlich Mode geworden ist, für sie zu schwärmen. Selbst die feinste Dame hält es nicht mehr unter ihrer Würde, in ihrem von süßen Parfüms durchdufteten Boudoir, nachlässig ruhend auf elastischen Polstern, Schriften über die Emanzipation der Juden, Pöbel-Romane und naive Dorfgeschichten mit Behagen einzuschlüpfen. Also, Madame, habe ich für meine Zeitschrift gerade den zeitgemäßeſten Titel gewählt, und Sie können nichts Anständigeres, Moderneres, dem bon ton Entsprechendes lesen als den Vagabunden.* Der Gefahr solcher Modegängerei sollte man sich auch in bezug auf Sepp Mahler bewußt sein. Ich glaube – und jenes eigene Erlebnis am Anfang sollte es ja nur bestätigen –, daß uns Sepp Mahlers Werk bis heute aus der Ruhe zu bringen vermag – um einer ganz neuen, anderen Ruhe und Gelassenheit willen.

Nicht zuletzt scheint Mahlers literarisches Werk geeignet, diese bis heute nachwirkende Herausforderung zu verdeutlichen. Es ist, nebenbei gesagt, auch viel ausgreifender und umfangreicher, als man bisher annahm. Bisher kannte man Mahler vor allem als Lyriker; Mahler pflegte bei Ausstellungseröffnungen ein paar Gedichte vorzutragen, anderes las er im Funk, ein paar Gedichte waren auch verstreut gedruckt. Nun aber ergab die Sichtung des schriftlichen Nachlasses über eintausend Gedichte, meh-

rere dramatische Entwürfe, Vagabundenprosa und Erzählungen, Reflexionen, Notizen und nicht zuletzt die sogenannten Rufertexte aus Mahlers Wanderpredigerzeit, – kleine handgeschriebene Heftchen mit acht bis zwölf Seiten, Unikate mit aquarellierten Deckblättern und kalligraphisch gestaltet; sie wurden gegen Essen eingetauscht, verkauft oder verschenkt. Diese Aufzählung mag verdeutlichen, daß dem Schreiben bei Mahler keineswegs die bisher unterstellte Beiläufigkeit zukam.

Mit Hilfe dieser unerwarteten Ausbeute lassen sich die Etiketten bestens in Frage stellen, die man Sepp Mahler aufzukleben bereit ist. Um noch einmal Enno Hektor mit seiner Antwort an die empörte Dame zu zitieren: *Zufällig ist aber das Interesse für die Parias der Menschheit bei mir keine moderne Passion, sondern heiliger Ernst. Wurzele ich doch selber im Proletariat, und die Fasern meiner Denk- und Lebensweise sind zu sehr mit demselben verwachsen, um jemals zu der kalten Höhe mich emporschwingen zu können, von wo aus man dünnkelhaft oder gleichgültig über die Köpfe der Besitz- und Rechtlosen hinwegsieht. Haben Sie, während Sie bei Licht auf weichen Kissen einen flüchtigen Blick über diese Blätter gleiten ließen und über den unanständigen Titel sich ärgerten, über das Leben eines Vagabunden schon nachgedacht, Madame? (. . .) Sie hatten niemals mit Entbehrungen zu kämpfen und konnten also bequem durchs Leben gehen. (. . .) Werden Sie's nun noch wagen, den ersten Stein auf den armen Vagabunden zu werfen? Nehmen Sie sich in Acht, Madame, daß Sie, die Sie in Wohlleben Ihre Tage vollbrachten, nicht dereinst vor dem Vagabunden, der im Kerker verendete, ein Verachteter und Geächteter, beschämt dastehen müssen!*

Kultur der Vagabunden

Diese Invektive gegen kenntnisarme Vorstellung über Vagabunden, gegen den moralischen Hochmut des wohlversorgten Zeitgenossen führt geradewegs in die soziale Situation einer Zeit hinein, ohne die das Problem des Vagabundismus nicht zu verstehen ist. Mit ihr hat in den letzten Jahren die Ausstellung *Wohnsitz: nirgendwo* bekanntgemacht; durch sie erfuhren wir auch von der Existenz einer eigenständigen Vagabundenbewegung gegen Ende der Weimarer Republik mit einer kurzen, aber relativ intensiven Blüte. So fanden beispielsweise 1929 und 1931 Vagabunden-Kunstaussstellungen statt, an denen sich auch Sepp Mahler beteiligte. Im Aufruf zur Beteiligung an dieser Ausstellung, verfaßt von Gregor Gog, heißt es: *Wir bitten Euch, Ihr Brüder der Landstraße, die Ihr irgendwie künstlerisch bildend tätig seid, uns von Euren Arbeiten einiges, das Beste zu übersenden. Wir sind überzeugt, daß gerade unter Euch, die*

*Ihr abseits der fesselnden Gesetze und persönlichkeits-
erdrückenden Paragraphen lebt, Kräfte vorhanden sind,
von denen die in Ruhe und Behäbigkeit lebenden Mitmen-
schen kaum etwas ahnen, geschweige denn wissen. Und
weiter fragte Gog: Soll Euer Schaffen und Können nie
ans Licht, nur weil Euch die Gelegenheit fehlt, Eure Werke
zu zeigen? Ihr habt ein Recht, nein vielleicht sogar die
Pflicht, um Euer selbst und der andern willen, aus der
qualvollen Nacht des Unbekanntseins herauszutreten, zu
zeigen, was Ihr seid: Ihr Könner in Lumpen, vom Leben
gepeinigte, von den Mitmenschen verstoßene Brüder.
Zeigt durch Eure Werke, daß Ihr gebrannt seid vom Gei-
ste! Ihr kennt das Leben in den tiefsten Abgründen, an der
Grenze, erlebt es dort, wo es am wahrsten ist, wo es keine
Verstellung mehr gibt, wo die Maske fällt, wo Moral, Sitte
und Tugend zu einer einzigen großen Blasphemie wird.
Ihr habt der Welt etwas zu sagen.*

Dieser Aufruf verdeutlicht etwas vom Konträren vaga-
bundischer Lebensweise und Lebensverständnis
und nennt bereits das Wichtigste, was den be-
wußten Vagabundismus ausmacht: die Einsicht,
daß die bestehende Ordnung die Wohlfahrt aller
dem Egoismus Einzelner opfert; die Überzeugung,
daß man sich dieser Ordnung verweigern soll, und
schließlich, daß es dieser Ordnung ein eigenes vaga-
bundisches Selbstbewußtsein, eine Kultur der Vaga-
bunden gegenüberzustellen gelte.

Freilich wäre nichts falscher, als diesen Vagabundis-
mus für eine homogene, in sich geschlossene Ideo-
logie zu verstehen. Man muß sich nur die bunt zu-
sammengewürfelte Zusammensetzung der Vaga-
bundenschaft vergegenwärtigen: Da waren neben
den Abenteurern der Landstraße Gestrauchelte und
Bettler, Arbeitsscheue und Trinker, Kriminelle und
Obdachlose, Penner und Landstreicher, Tappelbrü-
der und Wanderprediger, Opfer der Inflation und
Strafentlassene, aus Familienzwisten Davongelaufene
und durch den Krieg aus den bürgerlichen Ge-
leisen Geworfene, Wanderarbeiter und schließlich
jene Philosophen der Landstraße, die zum Teil aus
gesicherten Positionen und geachteten sozialen
Stellungen ausgebrochen waren. Zur Massener-
scheinung freilich wurde das Landstraßenleben erst
durch die Opfer der Weltwirtschaftskrise, die, aus
dem System der Arbeitslosenunterstützung ausge-
steuert, sich auf Arbeitssuche begaben. Bei Mahler,
der damals ebenfalls arbeitslos war, kam freilich
noch eine gehörige Portion Lebenshunger und Un-
abhängigkeitsbedürfnis hinzu. Die Gemeinsamkeit
der Vagabunden war eigentlich eher negativ be-
stimmt, sie erschöpfte sich in der Ablehnung der
bürgerlichen Ordnung; die ihnen vorenthaltene So-
lidarität suchten und fanden sie auf der Landstraße
und in den Absteigen der städtischen Notquartiere,

in Pennen und Asylen, in den Arbeiterkolonien und
im Polizeigewahrsam, in der von Gregor Gog be-
gründeten *Bruderschaft der Vagabunden*. Ein Sakrileg
stellte es für das bürgerliche Empfinden nicht dar,
daß der Vagabund nichts hatte, sondern daß er es
ablehnte, sich an der Jagd auf materielle Güter zu
beteiligen; nicht die Arbeitslosigkeit beunruhigte
die Gesellschaft, sondern daß der Vagabund die Pa-
role ausgab: Generalstreik ein Leben lang! Von da-
her wird auch die doppelte Heimatlosigkeit des Va-
gabunden deutlich: weder fühlte er sich als Außen-
seiter sozial eingebunden, noch gab es für ihn eine
national oder geographisch bestimmte Heimat.
Diese lag für ihn in der Ungebundenheit und Weite,
seine Heimat war das ganze Universum.

Bürgerleben: geruhsames, dumpfes Dasein

Auch Sepp Mahler kostete, wie es in einer Vagabun-
denzeitschrift hieß, *erlösungsdurstig Schmerzen und
Wonnen des Verstoßenseins aus: Kauern unter Brücken-
bogen, pennen in Asylen, stets Fremder unter Fremden
und doch zu wissen um die Einheit allen Seins*. Kaum et-
was trifft diese Charakterisierung besser als die fas-
zinierende Vagabundenprosa Sepp Mahlers; in ihr
wird jener Zwiespalt offenkundig, der darin lag,
Bettler und König zugleich zu sein, verstoßen und
doch «auserwählt». Aus einer solchen Sicht schließ-
lich war Nichtseßhaftigkeit nicht mehr etwas nur
Negatives: denn was im bürgerlichen Bewußtsein
als Mangel erschien, wurde nun zur Voraussetzung
dafür, den Dingen ganz nah zu sein, in der ganzen
Welt beheimatet zu sein. Die Opfer der Gesellschaft
waren zu den letzten Freien dieser Erde geworden.
Demgegenüber erschien Sepp Mahler – ich zitiere
aus *Von dem Bürgerstand – das Bürgerleben als ein ge-
ruhsames dumpfes Dasein, ausgefüllt mit Arbeit, Ver-
einsleben, Kirchengang, Tanzfesten, Hochzeiten und Kinds-
taufen. Das Neue, Ungewohnte, Fortschrittliche findet
schwer Eingang bei den Bürgern; diese lieben fanatisch das
Alte, abgebraucht Langweilige. (. . .) Doch auch die ur-
sprünglichen Triebe gewinnen die Oberhand in den Ver-
einsfesten, Hochzeiten, da sind dann diese braven gesitte-
ten Bürger gute natürliche Wilde wieder und gröheln, daß
das Geheil dieser urwüchsigen Bürger mit den Kongo-
negern standhalten kann.*

Mahler befindet sich mit diesem Affront im Ein-
klang mit der Forderung, die die Vagabunden-Zeit-
schrift *Der Kunde* erhob: den Bürger in sich zu über-
winden. Einem Leben, das seine Natürlichkeit und
Ursprünglichkeit im ritualisierten Exzeß und unter
dem Einfluß von Alkohol wiederzufinden meint,
hielt Mahler entgegen: *Zum Lachen, diese soliden heili-
gen Bürgerscheinheiligen, und doch alles so faul im Staate*

Dänemark! Ihr, die Ihr wahre Bürger seid und sein wollt, seid Menschen zuerst, daß wir freie Geister der sonnigen Erde sind. Euch schließt zusammen mit uns, der Menschheit der Liebe, zur heiligen Natur in Schönheit, Natürlichkeit, Gradheit als schlichte Menschen.

Etwas von diesem Programm steckte bereits im pathetischen Aufbegehren des Expressionismus, dessen Ausklänge Sepp Mahler auch literarisch eben noch mitgeprägt haben dürfte. Mit Blick auf die Karlsruher Novembergruppe um die Maler Georg Scholz, Karl Hubbuch und Rudolf Schlichter hat Will Grohmann das neue künstlerische Selbstverständnis dieser Epoche, das sich vor allem in der Auseinandersetzung mit der sogenannten deutschen Kunst Hans Thomas entwickelte, so charakterisiert: *Die Grenzen der Künste waren belanglos, man wollte das eine: Ins Volk sich hineinragen und so verwandelt emportragen. Dichter, Musiker, Maler, Architekten, Schriftsteller schlossen sich zusammen mit dem Wunsche, der bisherigen Einheitsfront der Beamten und Intellektuellen eine solche der schöpferischen Kräfte entgegenzustellen, die sozialen Schranken niederzureißen und das Recht des freien, totalen Menschen zu proklamieren.* Dies gilt ein Stück weit auch für Sepp Mahler und wird vor allem dort greifbar, wo ihn die Klage eines Paul Klee bewegt und umtreibt: *Uns trägt kein Volk.* Immer wieder hat Mahler, auch in seinen Rufertexten, für eine Kunst des Volkes geworben und betont, daß seine Arbeit dem Volk gehöre. *Menschenkinder, die ihr ursprünglich fühlen wollt, endet sein Text urstimme: kauft euch ursprüngliche Kunstwerke von jungen Künstlern*

Kinder unserer Zeit

zu kaufen bei Mahler

Aquarelle zeichnungen urverlag Mahler in Wurzach Allgäu Nr. 226. Bücher Zeitungen regt euch im Volk zum Volk

alles zu haben bei mir Josef Mahler.

Große Teile seiner Lyrik realisieren jenes Verständnis Mahlers von Ursprünglichkeit, das für seine ganze künstlerische Arbeit so zentral ist. Hier, in seinen Gedichten, erwies sich Mahler als *ein guter Nachbar der nächsten Dinge*, um eine Formulierung Nietzsches aufzugreifen. Aber völlig fremd war ihm dessen Wendung ins Aristokratisch-Elitäre, wie es bei Nietzsche in ein gefährliches Übermenschentum, in die so schrecklich mißbrauchte Herrenmoral mündete. Dagegen beweist jede Zeile Mahlers den Menschenfreund, der sich auf der gleichen Stufe mit allem Leben weiß. Erwählt mochte sich Mahler durchaus wännen, aber das verlieh ihm keinen besonderen Rang; was er empfand, gab er weiter; sein Glück sollte auch das aller anderen sein. *Es wacht, so schrieb er, eine unendliche Macht über Euch Irrende, daß*

keines verloren geht. Diese ins Kosmische gewendete Haltung Mahlers bezog ausdrücklich die gesamte Schöpfung ein – so gibt es zum Beispiel einen Rufertext, der sich für ein gleiches Recht der Tiere ausspricht und unwillkürlich an jene *möglichste Schonung alles Lebendigen* denken läßt, die Christian Wagner forderte, der andere große Außenseiter-Künstler Schwabens.

Außenseiter sind Innenseiter

Andererseits lassen gerade die Gedichte und Rufertexte Mahlers die Frage aufkommen, mit welchem Recht wir von solchen Autoren als Außenseitern sprechen. Waren sie nicht vielmehr Innenseiter, Hüter alter Weisheiten wie jener Häuptling Seattle, der in seiner berühmten Botschaft *Wir sind ein Teil der Erde* dem Präsidenten der Vereinigten Staaten mitteilen ließ: *Der weiße Mann muß die Tiere des Landes behandeln wie seine Brüder . . . Was ist der Mensch ohne Tiere. Was immer den Tieren geschieht – geschieht bald auch den Menschen. Alle Dinge sind miteinander verbunden. Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne der Erde.* Satz für Satz dieser Botschaft entspricht der Einstellung Mahlers; sind also nicht vielmehr unsere ganze Kultur, unsere gesamte Entwicklung ins Abseits geraten? Ins Abseits eines Verhältnisses zur Schöpfung, das längst auf uns zurückzuschlagen begonnen hat, weil wir aufgehört haben, uns als Teil der Schöpfung zu begreifen?

Außenseiterisch wirkt höchstens eines an Sepp Mahler: Daß er einem, je länger man sich mit ihm beschäftigt, desto deutlicher als jemand vorkommt, der gegen die Schwerkraft der Verhältnisse, gegen alle gesellschaftlichen Konditionen kämpft. Das hätte bei jemand anderem unweigerlich etwas Donquichote-Haftes. Nicht so bei Sepp Mahler, bei ihm wirkt alles wie Spiel, wie absichtslos betriebene Kunst, sich selbst genügende schöpferische Tätigkeit. Ein Zauberer, dem, was er auch anfaßt, unter der Hand zu Kunst wird, zur reinen Poesie gerinnt. So schuf er sich eine eigene Welt. Was macht es ihm schon aus, wenn andere das eine Gegenwelt nannten, für ihn war's ein eigener Kosmos, mit und in ihm spielte er sich aus den Fesseln seiner Konditionen frei. Mochten andere formulieren *Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so* – Sepp Mahler schien sich darum nicht zu kümmern. Viel mehr als eine Gestalt aus dem 20. Jahrhundert war er eine aus einem Märchen. Es war einmal ein Mann, der hatte nichts als einen Pinsel und eine Feder . . .

Aber solche Schwärmerei erfordert auch Widerspruch. Diese lächerlichste Art von Idealismus darf man sich wirklich nicht nachsagen lassen. Man darf



doch nicht so tun, als gebe es diesen Sprung aus den sozialen und materiellen Bedingungen wirklich! Man darf doch nicht die miesen Bedingungen des Sepp Mahler so vergolden, nur weil er selbst sie lebenskünstlerisch zu überspielen verstand, weil er der fragwürdigen Meinung anhing, nur Not gebäre Großes. Wie gefährlich sind doch solche imaginierten Paradiese, welche fragwürdigen Traditionen haben nicht die Versuche hervorgebracht, soziale Gegebenheiten durch individuelle Bewußtseinsrevolution zu unterlaufen!

Und doch wird man sich einen leisten dürfen, dem man das durchgehen läßt. Allein, damit die Mög-

lichkeit als Möglichkeit bewahrt bleibt. Mein Kandidat dafür wäre Sepp Mahler. Seine Haltung, sein Leben gehören dann doch zu jenem *experimentum mundi* im Sinne Ernst Blochs als Arbeit an einer Welt, die erst noch menschlich werden muß: *Die Welt ist ein Versuch, und der Mensch hat ihm zu leuchten.*

Die alte Aufgabe besteht weiter, und für seinen Teil hat Sepp Mahler sie ein Stück kenntlicher gemacht: Da, wo wir meinen, hier könnten wir uns ihm anvertrauen, und da, wo wir meinen, hier sei eher Skepsis am Platz. Aber das mag jeder selbst herausfinden.

3. Das oberschwäbische Freilichtmuseum Kürnbach

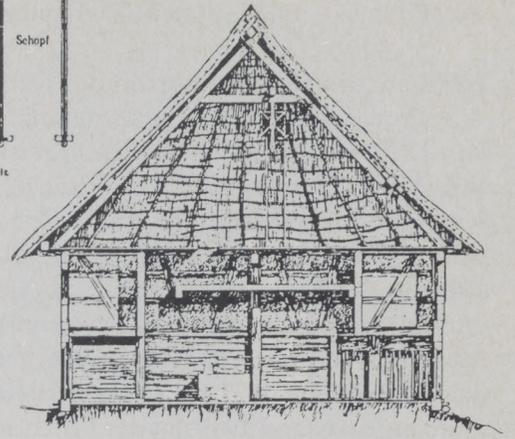
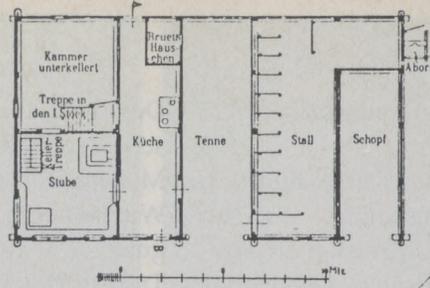
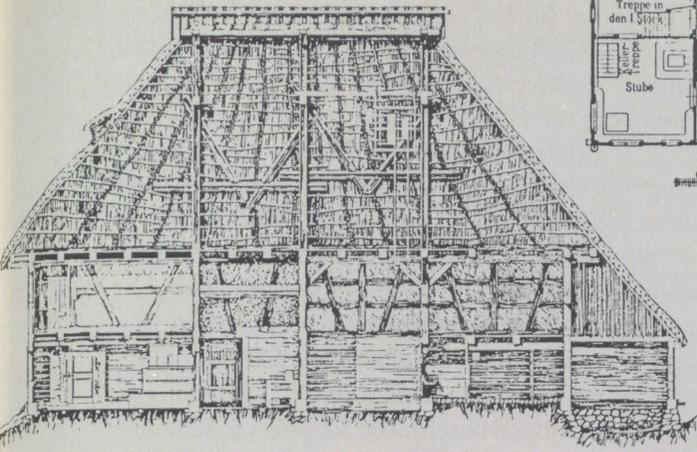
Der Biberacher Hausforscher Hermann Kolesch hatte vor dem Zweiten Weltkrieg in den Oberämtern Biberach, Ravensburg und Saulgau noch 120 typisch altoberschwäbische Häuser nachgewiesen und beschrieben. Sechs davon befanden sich allein im Weiler Kürnbach bei Bad Schussenried, wovon nach dem Krieg noch eines erhalten geblieben war. Dieses 1663 erbaute Küchenflurhaus, das letzte seiner Art in Oberschwaben, sollte aufgrund seines verfallenden Zustandes Ende der 50er Jahre bei einer Feuerwehrrübung als Löschobjekt dienen. Es gelang jedoch dem Kürnbacher Oberlehrer Steinhäuser zusammen mit dem Biberacher Kreisbeauftragten für Denkmalpflege Dr. Zengerle, die maßgeblichen Stellen zu überzeugen, daß dieser letzte Zeuge altoberschwäbischer Bauweise, dieses Denkmal früherer Lebens- und Arbeitsart, erhalten bleiben müsse. Das so vor dem «warmen Abbruch» bewahrte Haus brachte wiederum eine Lawine ins Rollen, die über die ursprünglich rein amtlichen, denkmalpflegerischen Vorgänge hinaus sich ausbreitete und letzten Endes zur Errichtung des Kreisfreilichtmuseums Kürnbach führte. Dessen Urzelle bildet dieses noch in situ, am angestammten Platz bewahrte Bauernhaus.

Am angestammten Standort:
das Kürnbacher Küchenflurhaus

Der Grundriß des Gebäudes, eines strohgedeckten Ständerbaus, zeigt ein vierfach unterteiltes Küchenflurhaus mit der Gefachfolge: Wohngefach, Küchenflur, Tenne und Stall mit angehängtem Schopf. Diese Einteilung ist an der Frontseite durch die vertikalen Fachwerkbalken deutlich zu erkennen. Wegen der zusätzlichen Anfügung eines Schopfes als Abstellplatz für Wagen ist das Walmdach hier fast bis zum Boden heruntergezogen. Die Scherenkonstruktion des Dachstuhls beließ die Bühne frei von Stützen und damit auch unabhängig von der Lage der Querwände, so daß die Gefache unterschiedliche Breiten erhalten konnten. Die Zimmerarbeit des Fachwerks ist rein konstruktiv aufgebaut; lediglich an der dem Dorf zugewandten Eingangsseite sind zusätzlich geschweifte Büge eingebaut worden. Sie dienten der Belebung der Schauseitenfassade und sollten auch, einem alten Volksglauben zufolge, gegen Feuergefahr schützen. Nur das Obergeschoß besteht aus verputztem Fachwerk, wohingegen das Erdgeschoß einen Wandaufbau aus behauenen Bohlen zeigt.

Die Hueb aus Zollenreute: So sah dieses Anwesen aus, bevor es für Kürnbach abgebrochen wurde. Einen vergleichbaren Anblick bot das Kürnbacher Haus. Die Hueb ist deutlich erkennbar eine Firstsäulenkonstruktion, errichtet um das Jahr 1500.





Das Kürnbachhaus: Längsschnitt, Querschnitt und Grundriß zeigen den Zustand von 1906.

1969 der Plan: um das renovierte Strohdachhaus ein kleines Freilichtmuseum

Der Definition des Küchenflurhauses entsprechend befand sich der Hauseingang im zweiten Gefach, in der Küche, wo ursprünglich über offener Flamme auf einem aus Feldsteinen gemauerten Herd gekocht wurde. Der heute dort aufgestellte Herd stammt aus neuerer Zeit; original ist jedoch noch die Rächervorrichtung für die Fleischvorräte. In der Stube dominiert der Kachelofen, der nahezu ein Viertel ihrer Grundfläche einnimmt. Die Kammer hinter der Stube ist heute als Webkammer eingerichtet; diese befand sich früher allerdings, über eine Falltür und steile Treppe erreichbar, im Untergeschoß darunter. Die feuchte und dunkle *Dunk*, der Webkeller, bot – durch die bei der Flachsbearbeitung notwendige Feuchtigkeit – äußerst ungesunde Arbeitsbedingungen. Über der Stube lag im Obergeschoß die Schlafkammer, darüber der riesige, stützenfreie Dachraum, der von der Tenne aus über eine Steigleiter zugänglich war. Am Firstbaum hing die Haspel, eine Seilwinde, zur Beförderung von Garben und Ballen. Dort war aber auch ein Tierschädel als Haussegen angenagelt, und es verhielt großes Unglück, wenn dieser schiefhing oder gar herunterfiel. Tenne und Stall sind heute mit einer Vielzahl bäuerlicher Geräte ausgestattet. Die meist aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Einrichtungsgegenstände des Wohn- und Küchengefachs stimmen nicht vollständig mit der Entstehungszeit des Kürnbachhauses überein. Ein bemalter Kleider- und Wäscheschrank der letzten Eigentümerin, Lisbeth Mohr, befindet sich im Obergeschoß. Bäuerliche Möbel aus jener Zeit sind heute kaum mehr aufzutreiben. Das Gebäude selbst war noch bis 1920 bewohnt; danach diente es einem Kürnbacher Bauern, der die Trennwände zwischen den Gefachen entfernt hatte, als Scheuer für Heu und Stroh.

Der Biberacher Kreisrat gewährte 1959 der Stadt Bad Schussenried zunächst einen Zuschuß von DM 8000 für den Erwerb des Gebäudes, um sicherzustellen, daß das Gebäude nicht ganz verwahrlost und gar abgebrochen werden muß. Die hohen Kosten der Renovierung, z. B. für ein neues Strohdach, trugen Denkmalpflege, Landwirtschaftsministerium, Landkreis und die Kreissparkasse. Im Mai 1969 kam, im Rahmen einer Besprechung mit verschiedenen amtlichen und ehrenamtlichen Denkmalschützern und Heimatpflegern über allgemeine Fragen des Denkmalschutzes im Landkreis Biberach, die Idee auf, in Kürnbach um das renovierte Strohdachhaus herum ein kleines Freilichtmuseum aufzubauen. Den Hintergrund bildete das Wissen um drei weitere altoberschwäbische, von Zerfall und Abbruch bedrohte Gebäude im Kreis: das Voggenhaus in Awengen/Eberhardzell, die Zehntscheuer in Fischbach sowie ein Speicher in Spiegler. Sollten diese Objekte erhalten bleiben, war rasches Handeln geboten. Zu jener Zeit wurden jedoch Pläne des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES diskutiert, die auf die Errichtung eines zentralen Freilichtmuseums für Baden-Württemberg in der Nähe von Tuttlingen abzielten. Finanz- und Kultusministerium standen diesem Projekt jedoch wegen der veranschlagten hohen Kosten sehr skeptisch gegenüber. Eine kleine Lösung wie die Kürnbacher konnte das Großprojekt gefährden, besonders wenn diese Initiative Nachahmer finden sollte, wie dies inzwischen ja auch geschehen ist. Die bedrohten Häuser duldeten jedoch keinen langen Aufschub; so entschloß man sich, im Landkreis Biberach ein kleines Museum zu verwirklichen. Die Versammlung des hierfür bestellten Kuratoriums am 2. Mai 1969 darf als die Geburtsstunde des Kreisfreilichtmuseums Kürnbach gelten.

Zwölf Objekte bilden den Museumsweiler

Noch im gleichen Jahr begann das Kuratorium mit der Entwicklung eines Bauprogramms, und im April 1971 billigte der Biberacher Kreistag einstimmig die weiterführenden Grundsätze. Der in das Kuratorium berufene Professor Johann Georg Schmid, dem die wissenschaftliche Planung und Leitung des Museums oblag, legte eine grundlegende wissenschaftliche Gesamtkonzeption des Museums vor, nach der sich im wesentlichen dessen Aufbau von 1971 bis heute richtete. Die erste Aufbauphase fand 1983 mit der Errichtung des Hirtenhauses ihren vorläufigen Abschluß. Grundsätzlich wurden nur Gebäude berücksichtigt, die an ihrem Ursprungsort nicht mehr erhalten werden konnten. Auf die Objekte stieß man dabei durch Hinweise oder Zufälle.

Heute umfaßt das Kürnbacher Museum auf einer Fläche von zirka fünf Hektar immerhin zwölf Objekte. Am Eingang, zugleich als Kasse und Lädelle genutzt, steht das Hirtenhaus mit Ortsarrest aus Göffingen (1758), das zeitweise auch als Armenhaus diente. Auf dem Rundweg folgen der ehemalige Getreide- und Vorratsspeicher eines großen Hofes bei Spiegler (1725) sowie das Voggenhaus aus Awengen (1586) und ein Dreiecksfachhaus (Mitteltennentyp) mit Scherendachstuhl als kleinster und ältester Typ des oberschwäbischen Strohdachhauses. Daneben das bereits erwähnte Kürnbachhaus von 1664, ein Viergefachhaus am ursprünglichen Standort. Des weiteren die alte Zehntscheuer des Klosters Ochsenhausen aus Fischbach (1750), ein kleines Backhaus aus Mittelbiberach (19. Jahrhundert) sowie das Hepp-Ailinger-Haus aus Michelwinnaden (1788), eine Mischform aus Küchenflurhaus und Treppenflurhaus mit liegendem Dachstuhl. Daran anschließend die Schmiede aus Oggelshausen (19. Jahrhundert) und eine Ziegelhütte aus Winterstettenstadt (1697), in deren Dachgeschoß die Ausstellung «Altes bäuerliches Gerät» untergebracht ist. Unweit davon steht die kleine Eligius-Kapelle aus Oberessendorf (17. Jahrhundert), umgeben von mehreren schmiedeeisernen Grabkreuzen. Die Hueb aus Zollenreute (um 1500), ein Fünfgefachhaus mit Firstsäulenkonstruktion, wurde auf den möglichen Erstzustand hin rekonstruiert und ist das größte Kürnbacher Gebäude, dem auch ein kleiner Bauerngarten angegliedert wurde. Den Abschluß des Rundgangs bildet das Laternserhaus aus Blitzenreute (1678), ein Ständerbohlenbau mit sechs Gefachen, Firstsäulenkonstruktion und abgewalmtem Rafendach, aufgebaut nach dem «Letztzustand» um 1890.

Der Landkreis Biberach, seit 1982 nach dem Ausscheiden Bad Schussenrieds alleiniger Träger des Museums, stellte zusammen mit dem Land Baden-Württemberg die Gelder für den Aufbau zur Verfügung. Die Kosten für Bauaufnahme, Abtragung, Transport und Aufbau eines Gebäudes beliefen sich auf zirka 500 000 bis zu 800 000 DM. Die Einrichtung eines weiteren oberschwäbischen Freilichtmuseums in Wolfegg seit 1976 sowie die drei Jahre später gestartete Initiative des Bodenseekreises einer «Bauernhausstraße» erforderten eine Abgrenzung und Aufgabenteilung zwischen den verschiedenen Projekten. Kürnbach beschränkt sich nun auf die Erhaltung altoberschwäbischer Strohdachhäuser, während Wolfegg sich auf das Allgäu konzentriert; der Bodenseekreis sucht seine alten Gebäude am ursprünglichen Standort zu erhalten und restaurieren. Nimmt man noch das seit Anfang der 80er Jahre im Aufbau befindliche Kreisfreilichtmuseum Tuttlingen hinzu, so resultiert daraus eine von mehreren Museen getragene hohe Dichte der Dokumentation regionaler Hauslandschaften im Bereich Allgäu, Oberschwaben und Bodensee. Dies verdeutlicht, daß die vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND 1969 erhobenen Bedenken, die Biberacher Initiative könnte Nachahmer finden und das Großprojekt eines landesweiten Museums gefährden, inzwischen Realität geworden sind. Martin Gerber, einer der maßgebenden Männer beim Aufbau von Kürnbach, hätte seinerzeit diese zentrale Einrichtung sogar vorgezogen, zumal sie größere Möglichkeiten geboten hätte, Fachleute heranzuziehen sowie im pädagogischen und dokumentarischen Bereich höhere finanzielle Mittel zu bekommen. Doch er verweist gleichermaßen auf die besonders von kleinen Initiativen wie Kürnbach sofort unternommenen Rettungsmaßnahmen stark gefährdeter Objekte, für die das Großprojekt wahrscheinlich zu spät gekommen wäre.

Ein großes Problem: die richtige Einrichtung

Mit der Errichtung der letzten Gebäude im Jahre 1983 ist ein kleiner Weiler mit altoberschwäbischen Bauernhäusern entstanden und damit das ursprünglich gesteckte Ziel erreicht. Nach dieser ersten, fast fünfzehnjährigen Bauphase hat sich der Kreis beim Museum eine mehrjährige, auch finanziell bedingte Ruhepause auferlegt. In den nächsten Jahren sollen allerdings wieder neue Aktivitäten begonnen werden. Es ist an ein Rathaus gedacht, um die Einfachheit früherer Verwaltung zu demonstrieren, an eine Lehrerwohnung plus Schulraum zur Dokumentation des dörflichen Unterrichts, an eine



Links oben: Das oberschwäbische Freilichtmuseum Kürnbach auf einen Blick. Im Vordergrund Hirtenhaus und Laternser. Links davon die Hueb, rechts der kleine Speicher, das Voggenhaus und das Dach des Kürnbachhauses. Im Hintergrund von links die Ziegelhütte, die Eligius-Kapelle, die Schmiede, das Hepp-Ailingner Haus und die Zehntscheuer.

Rechts oben: Die Flurküche des Kürnbachhauses.

Links unten: Das Laternser-Haus von 1678, rekonstruiert auf den Zustand von 1890.

Rechts unten: Schmiedeeiserne Grabkreuze an der Eligius-Kapelle.

Bauernmühle, eine Wagnerei, eine Milchsammelstelle, an ein Ausgedinghaus und eine Gastwirtschaft, wobei auch eine alte Kegelbahn nicht fehlen soll. Solche Objekte sind teilweise schon erfaßt, einige müßten noch gesucht werden. Sie sollen als separates Ensemble, abseits vom jetzigen in sich ge-

schlossenen Museum, auf bereits vom Landkreis erworbenem Gelände in Kürnbach erstellt werden. Damit verbunden soll künftig auch der wirtschafts- und sozialgeschichtliche sowie volkskundliche Aspekt im Museum überwiegen, während in der ersten Phase architektonische Aufgaben vorherrsch-



Blick in die Tenne des Laternser-Hauses.

ten. Für die zweite Phase hat die Volkskundlerin Dr. Christel Köhle-Hezinger eine Einrichtungs- und Ausstellungskonzeption vorgelegt, um verstärkt bäuerliches Leben und Arbeiten, aber auch das Leben der unterprivilegierten Schichten dem Besucher nahebringen. Dafür ist die Versetzung des Hirtenhauses ein erstes Beispiel.

Es stellt sich bei dieser Konzeption, wie auch zuvor bereits, das Problem der originalen, zeitgemäßen Einrichtung der Häuser. Für das Kürnbachhaus existiert noch ein Realteilungsverzeichnis, das zu Ausstattung und Besitz seiner Bewohner eine nahezu ideale Basis liefert. Bei auftauchenden Einrichtungsschwierigkeiten könnte bereits die Auslage des Verzeichnisses im Haus eine große Hilfe für den Besucher sein. Für die Hueb um 1500 sind weder Einrichtungsgegenstände noch Quellen für die Ursprungszeit vorhanden, weswegen sie vorwiegend als Ausstellungsraum genutzt wird. Das Laternserhaus wiederum, das mehrfach umgebaut worden war und nun nach seinem Letztzustand um 1890 rekonstruiert wurde, soll dadurch die Fortschritte an Bequemlichkeit und nutzbringender Bauweise bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts dokumentieren.

Vor zwei Jahren erschien erstmals der 92seitige Museumsführer, der dem Besucher neben Planskizzen und Erläuterungen zu Architektur und Geschichte der einzelnen Gebäude auch Einblicke vermittelt in die Entstehungsgeschichte des Museums sowie in die Entwicklungsgeschichte des altoberschwäbi-

schen Bauernhauses. Abgerundet wird dies alles durch reichhaltiges Bildmaterial – bemerkenswert hierbei vor allem die Aufnahmen der Gebäude in ihrem vormaligen Zustand am Originalstandort –, durch Erklärungen einzelner Fachbegriffe, durch eine Rundgangskarte und Hinweise auf weiterführende Literatur. In Ergänzung zum Führer gibt der Landkreis Biberach seit 1985 auch eine Schriftenreihe heraus, als deren erster Band *Alte bäuerliche Geräte in Oberschwaben* von Dr. Max Flad erschienen ist. Darin sind Aussehen und Anwendung von Geräten aus allen Bereichen des bäuerlichen Lebens in früheren Zeiten beschrieben. Zur Belebung des Museumsdorfes selbst findet seit 1983 alljährlich das stets zahlreiche Besucher anlockende Kreiserntedankfest statt, mit Vorführungen alter Handwerkstechniken. Ein Tag der Jugend sowie ein Grillplatz beim Dorf sollen speziell Jugendlichen und Schulklassen Anreize zum Besuch bieten.

30 000 Besucher pro Jahr bekommen
ein realistisches Bild vom Leben der Vorfahren

Obwohl das Museum nur halbjährlich – von April bis Oktober – geöffnet ist, finden alljährlich zirka 30 000 Besucher den Weg nach Kürnbach. Die Jahreseinnahmen von 50- bis 60 000 DM werden hauptsächlich für den Erwerb und die Restauration von Einrichtungsgegenständen sowie für Personalkosten verwendet. Die im Museum eingerichtete Planstelle teilen sich zwei Beschäftigte als Aufseher, Führer und Hausmeister. Eine eigene Handwerkergruppe, die speziell in der Beherrschung alter Arbeitstechniken geschult sein sollte, hat der Landkreis nicht bewilligt. Ansonsten ist das Projekt in den Kreisgremien stets auf sehr viel Verständnis gestoßen; alle Beschlüsse wurden einstimmig gefasst. Auch die Kürnbacher selbst bauten ihre anfängliche Skepsis gegenüber dem Museum und dem damit verbundenen Zustrom von Besuchern und Autos inzwischen weitgehend ab. Die Bevölkerung zeigt steigendes Interesse am Museum, was sich u. a. auch in zahlreichen Spenden und Leihgaben von Einrichtungsobjekten und landwirtschaftlichen Geräten niederschlägt.

Sicherlich kommen manche Besucher auch, um sich Anregungen für den Um- oder Ausbau eigener alter Häuser zu holen, doch das Gros der Besucher interessiert sich zumeist für die Einrichtungen und weniger für die Architektur. In diesem Zusammenhang stößt man auf eines der Probleme von Freilichtmuseen generell: Auf die Gefahr, ungewollt eine nostalgische, unrealistische Bauernhausromantik zu fördern sowie eine scheinbar heile, aber falsche,

weil so nie gegebene bäuerliche Welt von früher vorzuspiegeln. Beides könnte, in Mißachtung der dokumentarisch-pädagogischen Absichten solcher Museen, sensiblen Gemütern durchaus Anreize bieten zur Flucht aus einer entpersönlichten, technisierten Gegenwartswelt in eine frühere naturnähere und scheinbar bessere Traumwelt. Doch die Kürnbacher Museumsmacher sind sich dieser Gefahren sehr wohl bewußt. Die bisherigen Aktivitäten zur Belebung des Museums sowie die künftige stark wirtschafts-sozialhistorisch und volkskundlich orientierte Konzeption sind geleitet von dem Bemühen, ein zwar kleines und doch realistisches «lebendiges» Museum zu schaffen.

Kürnbach leidet sicherlich nicht unter seiner relativ geringen Größe, auch wenn es damit eventuell im Schatten größerer derartiger Museen wie Gutach oder Wackershofen steht. Hier bestand nie die Absicht, «etwas Großes» zu schaffen, sondern immer das Vorhaben, die ureigene Geschichte der Region und das Herkommen aus bäuerlichen Ursprüngen darzustellen und vor allem zu bewahren. Hätte in der Anfangszeit des Museums ein landesweites Großprojekt bereits existiert, wären die Biberacher

Objekte sicherlich dorthin abgegeben worden. Da aber ein solches Projekt damals und bis heute blasse Theorie blieb, wären viele der heutzutage in kleineren Regionalmuseen stehenden Objekte über kurz oder lang verloren gewesen. Auch im Landkreis Biberach stand man Ende der 60er Jahre vor der Alternative, entweder die regionale Geschichte und ihre architektonischen Zeugnisse vollends dem Verfall bzw. Abbruch preiszugeben oder etwas Eigenes zu deren Erhaltung aufzubauen. Man hat sich, Gott sei Dank, für das letztere entschieden und im Kreisfreilichtmuseum Kürnbach realisiert.

Das Kreisfreilichtmuseum Kürnbach ist geöffnet von Anfang April bis Ende Oktober werktags von 9–12 und 13–18 Uhr, sonn- und feiertags von 13–18 Uhr. Sonderführungen können angemeldet werden beim Landratsamt Biberach, Kreiskämmerei, unter Telefon (07351) 52320. Eintrittspreise: Erwachsene 2,- DM, Gruppen (ab 15 Pers.) 1,50 DM; Jugendliche und Studenten 1,- DM, Schulklassen in Begleitung des Lehrers 0,50 DM. Kontaktadresse: Landratsamt Biberach, Kreiskämmerei, Rollinstraße 9.

Das Kürnbachhaus von 1664 an seinem ursprünglichen Standort: Das letzte altoberschwäbische Strohdachhaus wurde zum Ausgangspunkt des heutigen Freilichtmuseums.



Gedenktafeln für die Opfer des Rußlandfeldzugs 1812/13

Es ist in Rußland gleich weit in Himmel, wie in Schwaben, Darum sollt ihr für uns nicht länger Leide tragen, wie Jesus im Kampfe den Leiden sind wir gestorben, und die Geduld bei der Plage hat uns den Himmel erworben. Ihr Eltern und geschwister ihr bethet für uns und wir für euch, bis wir beisammen sind im Himmlischen Reich: Da wird uns ein Bund der Liebe umschlingen, Welches kein Geschick mehr kann zertrennen. (Gedenktafel in der Schwalldorfer Kirche)

Nichts wiederholt sich in der Geschichte, so sagen gelehrte Leute. Dennoch gibt es auffallende Parallelen, wenn man den Rußlandfeldzug der Deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg und das Eindringen der Grande Armée im Herbst 1812 ins russische Zarenreich vergleicht. Hitlers Angriff wurde wenige Kilometer vor Moskau aufgehalten, Napoleons Soldaten besetzten ein gespenstisch leeres Moskau, das wenig später in Flammen aufging. Da seine Armee somit die Möglichkeit zu überwintern weitgehend verloren hatte, befahl der Kaiser der Franzosen den Rückzug, der zum Desaster wurde. Kälte, Hunger und der unablässig attackierende Feind setzten den Soldaten aller Ränge unglaublich zu. Wer heute in den Erinnerungen Überlebender liest, der hat das historische Geschehen von 1812 vor Augen und zieht unwillkürlich immer wieder Parallelen zu den Qualen der Landser an der Ostfront. Die Grande Armée zählte rund 600 000 Mann. Napoleon hatte nicht nur französische Truppen aufgeboden, sondern auch von seinen Verbündeten entsprechende Kontingente verlangt, so auch von den Rheinbundstaaten Baden und Württemberg. Der Markgraf von Baden und der Herzog von Württemberg hatten auf die napoleonische Karte gesetzt, hatten sich mit dem mächtigen Feldherrn arrangiert und beträchtliche Erweiterungen ihrer Länder sowie Standeserhöhungen – Großherzog und König – erreicht. Die Kehrseite der Medaille: Baden und Württemberg mußten Truppen stellen, wann immer Napoleon es wünschte. Bis zum russischen Feldzug hielten sich die Verluste in Grenzen, dann jedoch wurden sie katastrophal. Am 1. März 1812 hatte König Friedrich bei Öhringen die ausmarschbereiten Truppen inspiziert: zwölf Bataillone Infanterie, vier Reiterregimenter und zwei Batterien Artillerie, eine Division mit 15 800 Mann, 3400 Pferden und 32 Geschützen. Am 25. Juni überschritten die Württemberger die Memel, gut einen Monat später kamen knapp 5000 Mann in Witebsk an: die strapaziösen Märsche hatten ihren Tribut verlangt. Die

Schlachten von Smolensk und Borodino, der Rückmarsch im verfrüht einbrechenden Winter, der verlustreiche Übergang über die Beresina, der Mangel an Lebensmitteln: nur rund 300 Württemberger konnten sich nach Ostpreußen retten. Einige wenige kamen später noch dazu, andere kehrten noch später aus russischer Gefangenschaft zurück; aber auch nur wenige. Als am 26. Dezember 1812 General von Kerner im Stuttgarter Schloß eintraf und beim König Bericht erstatten wollte, wurde er angeherrscht: «Warum haben Sie meine Armee verlassen, General?» Die lakonische und zutreffende Antwort: «Majestät haben keine Armee mehr.»

Die österreichische Grafschaft Hohenberg wird 1806 württembergisch

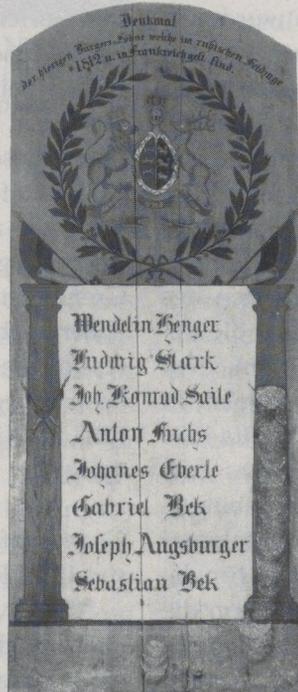
«Eine Schwanzfeder des habsburgischen Adlers» hat der Rottenburger Josef Eberle einmal die Grafschaft Hohenberg genannt, die 1381 an Österreich verkauft wurde. 425 Jahre später, am 6. Januar 1806, nahm der württembergische Besitzergreifungskommissar, der Kammerherr und Wirkliche Geheime Rat Hans Otto von der Lühe, die Grafschaft für seinen gerade zum König erhobenen Herrn in Empfang. Das bei Austerlitz besiegte Österreich hatte im Friedensvertrag von Preßburg nicht nur Hohenberg an Württemberg verloren, sondern auch die fünf Donaustädte Mengen, Saulgau, Munderkingen, Ehingen und Waldsee sowie die Landgrafschaft Nellenburg mit Stockach als Mittelpunkt. Hohenberg zerfiel in eine obere Grafschaft am und auf dem Großen Heuberg und an der oberen Donau mit Städten wie Schömberg, Spaichingen und Fridingen sowie in eine untere Grafschaft oder Niederhohenberg beiderseits des Neckars zwischen den Städten Rottenburg und Horb. Auch Oberndorf und die Herrschaft Schramberg zählten zu Hohenberg, dessen Vorort Rottenburg war.

Der Übergang dieser katholischen Lande an ein bis dahin geschlossenes protestantisches Herzogtum Württemberg – es umschloß übrigens Niederhohenberg fast ganz – ist von den Betroffenen mit Skepsis, von den Beamten mit verhaltenem Widerstand begleitet worden. Am 28. Mai 1806 wurde die Grafschaft Hohenberg in Rottenburg in einem feierlichen Akt dem durch einen Kommissar vertretenen König Friedrich übergeben. Der Magistrat von Rottenburg und Vertreter aller Herrschaftsteile waren anwesend, als das bürgerliche Militär paradierte



Oben: Die Gedenktafeln in Kiebingen und Ergenzingen. Die Kiebinger Tafel zeigt militärische Symbole sowie Totenköpfe und eine abgebrochene Säule als Zeichen der Vergänglichkeit. Die Ergenzinger Tafel gehört zum sogenannten „Altartypus“, der viermal vertreten ist; dieses Bild ist mit Sebastian Hermann aus Rottenburg signiert.

Unten: Die Beispiele aus Eutingen, Hemmendorf und Hirschau.



und Stadtpfarrer Vanotti in seiner Festpredigt sagte, mancher Hohenberger nehme *mit schwerem Herzen, mit tränendem Auge* Abschied vom alten Herrscherhaus. Und Oberamtmann Millauer führte aus: *Es sei uns erlaubt, mit einer frommen Träne des Danks Kaiser Franz dem II. das letzte Lebewohl öffentlich sagen zu dürfen, um uns rein von der Sünde des Undanks in Friedrichs geheiligte Arme werfen zu können. (. . .) Lassen Sie uns nun mit hoffnungsvollem Vertrauen auf die weltbekannte Weisheit, Gerechtigkeit und Wohltätigkeit Friedrichs das Schicksal der Hohenberger auf dem Altar des Vaterlands niederlegen.* Von einem württembergischen Vaterland konnte und mochte er noch nicht reden.

In österreichischen Landen wie im schwäbischen Vorderösterreich wurde in aller Regel für den Militärdienst geworben. Arme Teufel meldeten sich, um mit dem hohen Handgeld für kurze Zeit aller Sorgen ledig zu sein. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ging man immer häufiger dazu über, von den Landesteilen bestimmte Kontingente zu verlangen. Die niederhohenbergischen Landstände delegierten diese Aufgabe wiederum auf die Gemeinden, die jeweils eine bestimmte Zahl von Rekruten stellen mußten. Die Gemeinden lockten mit dem Handgeld fremde Jugendliche oder dörfliche Außenseiter und Abenteurer.

Allgemeine Wehrpflicht: 28 Kiebinger müssen mit Napoleon nach Rußland

Unter württembergischer Hoheit wehte ein neuer Wind. König Friedrich hatte bald in den neuwürttembergischen Gebieten mit einer Reorganisation des Heerwesens begonnen. Durch die Militär-Konskriptionsordnung vom 6. August 1806 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Darin wurden die Möglichkeiten einer Zurückstellung stark verringert. Nur noch ledige Bauern mit mehr als 60 Morgen Feld – wer hatte das schon! –, Handeltreibende mit mehr als zehntausend Gulden und förmlich Verlobte – behördliches Zeugnis vorausgesetzt – konnten Widerspruch erheben. Zugleich versuchte König Friedrich das geringe Ansehen des Soldatenstandes zu verbessern; so erhielten die Veteranen, also diejenigen, die gedient hatten, dem Vaterland nämlich, einen besonderen Ehrenplatz in der Kirche in der Nähe des Magistrats. Bereits 1806 wurde gemustert, doch noch bestimmte das Los, wer letzten Endes einrücken mußte. In Kiebingen traf es vier Burschen, sämtlich Söhne angesehener Familien. Das war etwas unerhört Neues für die Dorfbewohner. Zwei Jahre später waren dann die Musterungen schon so organisiert, daß alle Jugendlichen eines Jahrgangs nach Rottenburg bestellt

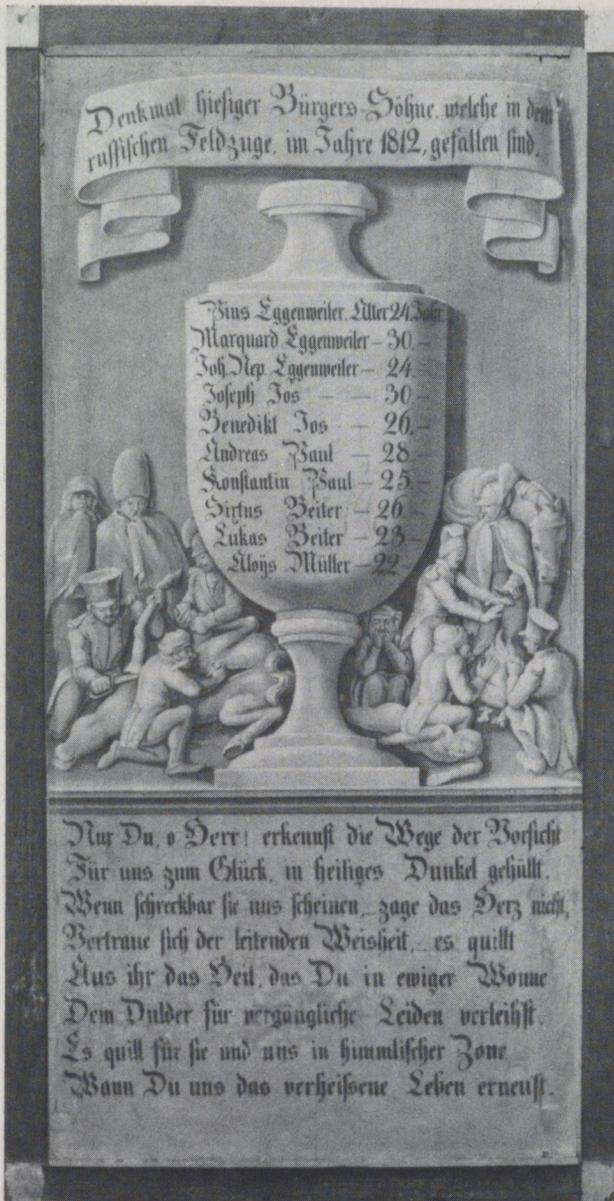
wurden; ein zuvor bestimmter Anteil wurde ausgelost, die anderen als Reserve bestimmt und wieder nach Hause gelassen.

Als Napoleon dem russischen Zaren Alexander den Krieg erklärte, da er sich nicht an der handelspolitischen Kontinental Sperre gegen Großbritannien beteiligen wollte, mußten auch junge Männer aus allen neuwürttembergischen Orten in der fast 16 000 Mann starken Division des Königs Friedrich mit nach Osten marschieren. Aus Kiebingen, das damals keine 500 Einwohner zählte, marschierten 28 Bürger mit; von ihnen sind 16 in Rußland geblieben. Damit waren fast zwei Geburtsjahrgänge ausgelöst. In anderen Gemeinden, nicht nur im Oberamt Rottenburg, war die Relation noch ungünstiger; in vielen Dörfern kehrte kein einziger Sohn, Freund, Ehemann mehr heim. Eine Katastrophe, die man seit Menschengedenken bei Kriegszügen nicht erlebt hatte, wurde am Jahreswechsel 1812/13 der Öffentlichkeit langsam bewußt. Trauer in fast jeder Familie, lähmendes Entsetzen am Hof in Stuttgart. Der König ließ die wenigen Heimkehrer in Mergentheim auffangen und versorgen. Den einfachen Soldaten hat er sich nicht gezeigt, nur einige Offiziere empfangen. Nicht Hochmut, sondern Scham bestimmte dieses Handeln.

Die Kiebinger, die den Feldzug überlebt hatten, erhielten in ihrer Kirche bei der Messe einen Ehrenplatz. In den Nachbarorten wird es nicht anders gewesen sein. Doch, und das ist das eigentliche Anliegen dieses Artikels, man weinte nicht nur über die Gefallenen, man sprach nicht nur über sie und beklagte ihr Schicksal, man bestellte nicht nur beim Pfarrer Jahrtage und Seelenmessen, man suchte in den Dörfern um Rottenburg auch nach einem sichtbaren Ausdruck der Trauer und Anteilnahme, auch nach einem dauerhaften Zeichen des Trosts. Man fand es in *Gedenktafeln*, wie die Bezeichnung auf einigen dieser Bilder lautet. Dabei fällt auf, daß diese Gedenktafeln nur in solchen Gemeinden vorkommen, die zur ehemaligen unteren Grafschaft Hohenberg gehörten. In keinem Beispiel wird die Grenze zu Altwürttemberg, auch nicht zu Hohenzollern, überschritten, obwohl es hier keinen konfessionellen Unterschied gegeben hätte. Ein bildlicher Beleg auch für das Zusammengehörigkeitsgefühl in Niederhohenberg, selbst noch nach dem Aufgehen im Königreich Württemberg.

Gedenktafeln in dreizehn Orten
rund um Rottenburg

Diese Gedenktafeln sind auch Kriegerdenkmäler, die in bekannter Ausformung in Erz oder Stein seit



Im Rathaus des Rottenburger Stadtteils Bad Niedernau wird diese Gedenktafel aufbewahrt, gestaltet in Form einer klassizistischen Urne, gemalt in Grautönen.

den Kriegen von 1866 – Preußen gegen Österreich und seine süddeutschen Verbündeten – von 1870/71 – Preußen und seine Verbündeten im Süden ziehen gegen Frankreich – und seit den beiden Weltkriegen allgemein üblich sind. Vor dieser Zeit gibt es zu einzelnen Schlachten oder Kämpfen Erinnerungszeichen für die Toten, doch nirgendwo in einer solchen gebietsweisen Dichte wie in Niederrhohenberg: Bad Niedernau, Bieringen, Dettingen, Ergenzingen, Eutingen, Frommenhausen, Hemmendorf, Hirrlingen, Hirschau, Kiebingen, Schwalldorf, Wachendorf und Wurmlingen. Wobei diese Aufzählung von dreizehn Orten vermutlich keine endgültige ist, sondern noch ergänzt werden kann.

Dieses Phänomen ist schon der Aufmerksamkeit wert: aus der Hungerzeit 1816/17 gibt es aus fast jedem Dorf, aus fast jeder Stadt Württembergs Erinnerungsstücke und gedruckte sowie bildliche Zeugnisse der Dankbarkeit über den ersten Garbenwagen, doch die kollektive Trauer über die Katastrophe von 1812/13 hat nur in der Rottenburger Gegend zu bildlicher Verarbeitung geführt. Warum nur hier? Wie Vorderösterreich hatte auch Oberschwaben, hatte auch das Ellwanger Land zum Beispiel unter dem Kulturschock zu leiden, von evangelischen Beamten erfaßt und gemaßregelt zu werden, und auch in diesen Landstrichen hatte man, wie überall in Württemberg, Grund zur Trauer. Warum dann nur in Niederrhohenberg solche Gedenktafeln? Diese Frage kann vorderhand nicht beantwortet werden.

Wie auch andere Fragen nicht. Wer hat diese Tafeln, die in den Ausmaßen einen Meter in der Breite und zwei Meter in der Höhe oft fast erreichen, bestellt und gezahlt? Die Hinterbliebenen? Die politische, die kirchliche Gemeinde? Bisher hat sich noch kein Nachweis finden lassen. Doch wenn, wie das Eutingen Beispiel zeigt, die Angehörigen die Bilder gestiftet haben, dann sucht man lange und vergeblich nach Ausgabeposten in Rechnungsbüchern. Nur eines scheint festzustehen: ursprünglich waren wohl alle Tafeln in den Kirchen angebracht. Jahrzehnte später wanderten sie – so in Bieringen, Hirrlingen, Kiebingen und Wachendorf – in Friedhofskapellen, und zuletzt in die Rathäuser: Bad Niedernau, Ergenzingen und Hirschau. In diesem Tübinger Stadtteil hing bis vor wenigen Jahren die Gedenktafel in der Kapelle Maria beim Holderbusch, dann drängte der Pfarrer auf die Übergabe des musealen Stücks an die bürgerliche Gemeinde. Die geistlichen Herren in den anderen Orten sind da duldsamer, vielleicht auch einsichtiger.

Denkmal Hiesigen Bürgers Söhne (!), welche in dem grauenvollen Russischen Feldzug im Jahr 1812 unter dem unschuldigen Schlacht Opfer gefallen sind. So steht oben auf der Hirschauer Tafel. Diese Inschrift mit der auffälligen Schreibweise *Bürgers Söhne* wiederholt sich mit dieser Wortform auf einigen anderen Bildern – so in Dettingen, Ergenzingen, Hemmendorf, Schwalldorf und Wurmlingen –, doch nur noch in Wachendorf wird eindeutig, ja kraß von Schlachtopfern geredet: *Dem ewigen Andenken der in Rußlands Gefilden gefallenen Schlachtopfer von Wachendorf im Jahr 1812.* Das ist eine klare Sprache; vielleicht war sie der Wunsch der unbekanntesten Besteller. Auf jeden Fall liegt die Vermutung nahe, daß aufgrund der übereinstimmenden Inschriften alle diese Tafeln von ein und demselben Maler stammen.

Überraschendes Bekenntnis zu Württemberg: Fridericus Rex und Königskrone

Das Hirschauer Gedenkzeichen ist wie alle anderen auch im Hochformat gehalten und in Öl auf Holz gemalt; der obere Rand ist leicht abgerundet. Ein breiter schwarzer Strich umrahmt das Ganze. Im unteren Drittel ist ein Gebet, ein Anruf aufgetragen: *Nur du, O Herr, erkennst die wege der vorsicht, für (!) uns zum Glück, im Heiligens Dunkel. (. . .) Den ersten September wird ein Jahrtag gehalten.* Der bildliche Teil zeigt drei Soldaten, die auf dem Boden sitzen. Zwei schauen nach links und halten jeder eine Fahne in der Hand, auf der FR – Fridericus Rex, König Friedrich – mit einer Königskrone darüber und der Jahreszahl 1812 zu erkennen ist. Ganz links sitzt ein Soldat, der die Fahnenträger anschaut. Darüber stehen nebeneinander zehn Soldaten in zwei Fünfergruppen aufgeteilt, so daß in der Mitte eine Lücke bleibt. Über allen Köpfen ist ein Kreuz angebracht, das heißt die Abgebildeten sind tot. Die Namen sind bei den zehn oberen Soldaten senkrecht in die Höhe geschrieben, bei den sitzenden Kriegerern findet man diese Angaben darunter im Text.

Der Maler des Hirschauer Bildes, das ohne Zweifel eine plakative Wirkung besitzt, hat keine Gesichter mit individuellen Zügen gemalt, aber im Ganzen nicht ohne Geschick gearbeitet. Die Uniformen der dreizehn Gefallenen sind genau bestimmbar: Thomas Haug, Meinrad Raf, Benedikt Kurz, Hugo Binder und Damasus Friedrich dienten beim 4. württembergischen Infanterieregiment, wie die blauen Waffenröcke, die hellroten Kragen, Aufschläge und Schulterklappen, die weißen Schulterriemen und schwarzen Gamaschen bestätigen. Zwei andere gehörten zum 1. Bataillon des württembergischen Jägerkorps, wieder zwei andere zum 7. Infanterieregiment. Den Farben nach sind auch die Fahnen diesem Regiment zuzuordnen. August Latus – gelbe hohe Kragen und Schulterklappen, dunkelblauer Waffenrock, weiße Schulterriemen und schwarze Gamaschen – war Soldat beim 9. Infanterieregiment. Als Kopfbedeckung trugen alle Infanteristen einen Tschako.

Die Königskrone verweist auf eine staatliche, auf eine vaterländische Zugehörigkeit. Noch vor wenigen Jahren waren diese jungen Männer innerhalb des alten deutschen Reichs Untertanen der Habsburger gewesen, und der Wechsel zu Württemberg hatte nichts als Umstellungen und Veränderungen, hatte sogar eine bis dato unerhörte Kriegskatastrophe gebracht. Doch auf keiner Gedenktafel wird ein Doppeladler oder das Monogramm des österreichischen Kaisers Franz sichtbar, der die Kaiserkrone

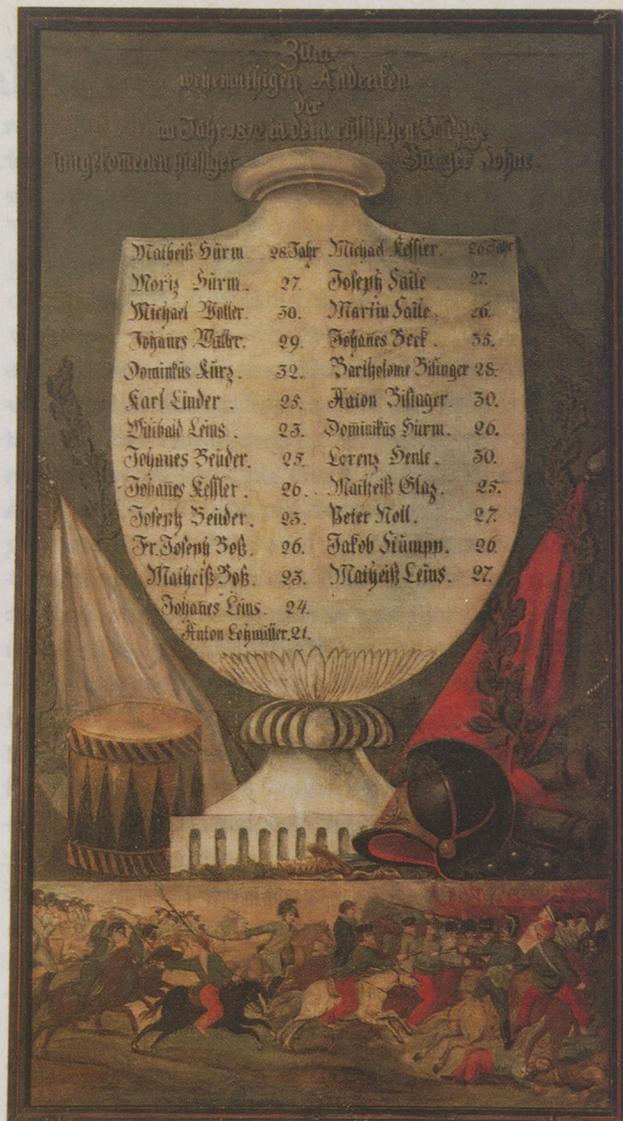
des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation im Dezember 1805 in die Schatzkammer der Wiener Hofburg hatte bringen lassen. Nur württembergische Fahnen und Uniformen sind angebracht, ja einmal sogar die Devise *furchtlos und treu*, nämlich in Hemmendorf. Auf dieser einfach gestalteten Tafel bietet das helle Feld zwischen zwei gelbgetönten Säulen Platz für die Namen von acht Gefallenen. Darüber erkennt man Fahnen in den württembergischen Farben schwarz-rot, das Wappen, gehalten von Löwe und Hirsch, sowie die Königskrone.

„Altartypus“ gemalt von Sebastian Hermann aus Rottenburg

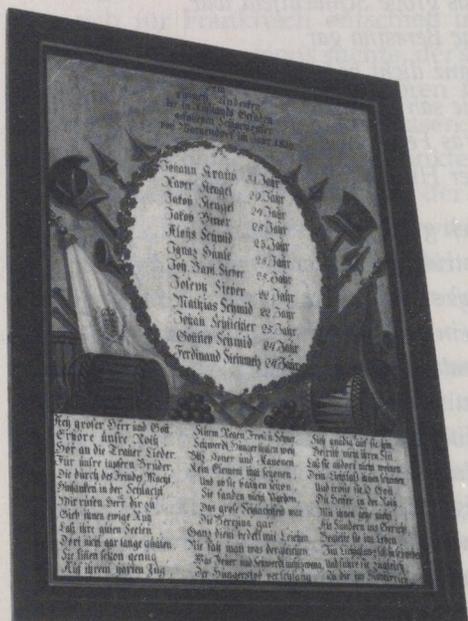
Fast alle Gedenktafeln sind einmalige Ausgestaltungen, aber eben nur fast alle. Vier hingegen, so in Ergenzingen, Dettingen, Wurlingen und Schwalldorf, ähneln sich so sehr, daß sie von einer Hand geschaffen sein müssen. Man könnte diese Gruppe den Altartypus nennen. In Ergenzingen ist er so gestaltet: auf dem Sockel sind die Namen der 21 Gefallenen zu lesen; auf der Altarplatte sind Kanonenkugeln aufgehäuft, liegt links und rechts eine Trommel, hängen zu beiden Seiten Fahnen, lugen Kanonenrohre hervor. Darüber beherrschend im Mittelpunkt des Bildes das große Königswappen; um das Kernwappen sind dreizehn weitere heraldische Zeichen arrangiert, unter denen man auch solche der neuwürttembergischen Erwerbungen ausmachen kann. Zu beiden Seiten des Wappens schauen militärische Symbole hervor, darüber schwebt die Königskrone.

Wer hat diese Bilder gemalt? Man wird sicher verschiedene Hände annehmen müssen, doch wem sie gehörten, ist kaum noch herauszufinden. Nur beim Altartypus herrscht in dieser Beziehung Sicherheit. In Ergenzingen ist M. Seb. Hermann zu entziffern, in Schwalldorf liest man: Sebastian Herrmann M(a)ler) in Rottenburg. Seit 1765 ist die Künstlerfamilie Herman in dieser Stadt nachgewiesen; ein Fidel Hermann ist 1775 geboren und hat 1817 eine Ansicht seiner Vaterstadt vom Norden her gemalt. Mehr ist bisher noch nicht herausgefunden worden, aber es erweist sich wieder: wie andere Zeugnisse volksnaher Darstellungen sind auch diese Gedenktafeln von Könnern, ja von Künstlern hervorgebracht worden. Vielleicht ist die eine oder andere Tafel von Gesellen in der Werkstatt Hermann angefertigt worden.

Wann ist das geschehen? 1820 oder 1829 kann man auf dem Ergenzinger Bild, das restauriert worden ist, herauslesen. Die Eutinger Erinnerung hingegen ist durch die Inschrift auf dem Sockel eindeutig da-



Oben: Gedenktafeln in Frommenhausen und Hirrlingen; auf dem Bild kämpft württembergische Kavallerie mit Kosaken und Baschkiren. Unten: Tafeln in Wachendorf, Biringen und Dettingen.



tiert: *Zur frommen Erinnerung an die 25 Bürgers-Söhne, welche als Vertheidiger des Vaterlandes während der Feldzüge vom Jahr 1809 bis 1815, entweder in Schlachten umgekommen, oder in Folge derselben an ihren Wunden in Spitälern gestorben sind, wiedmen dieses Denkmal der Liebe ihre Eltern, Geschwisterte und Verwandte zu Eutingen am 1ten Decbr. 1828.*

Ungewöhnlicher Aufbau der Eutinger Tafel

Die Eutinger Tafel fällt in ihrem Aufbau völlig heraus. Über dem Sockel mit der bereits zitierten Inschrift erhebt sich ein verjüngender Aufbau, auf dem ein ausladender Kreis sitzt mit einem Bild in der Mitte und den Namen der achtzehn Gefallenen in kleinen Rundungen. Die bildliche Darstellung zeigt einen Prediger und aus den Gräbern Emporstehende. *Ich will euch Nerven geben, Fleisch über euch wachsen lassen, euch mit Haut überziehen und Athem euch mittheilen. Ihr sollet wieder lebendig werden und erkennen, daß ich euer Gott bin, Ezechiel 37, Vers 5 und 6.* Das Eiserne Kreuz ganz oben ist vermutlich erst 1912 daraufgesetzt worden, als dieses Denkmal hundert Jahre nach dem napoleonischen Rußlandfeldzug durch den Militär-Verein renoviert wurde.

In Frommenhausen mußte man die Tafel mit den elf Namen mit einer Krümmung des Rahmens an ein bereits vorhandenes Bild anpassen: Links hält ein Mann einen leblosen Körper, rechts stehen vier Frauen; dazwischen Christus am Kreuz. Auf der Schriftenrolle ist zu lesen: *Anno 1633 Gott zu Ehr hab ich Martin Beck Schultheiß dies Kreuz daher machen lassen, dieweil mein Sohn Hansjörg Beck ist am Fassnachtsmontag am Abend durch schwedische Reiter erschlagen worden, auch Martin Beck erschossen worden.* Im Februar 1633 hatten schwedische Truppen Rottenburg eingenommen und plünderten und brandschatzten in den umliegenden Dörfern. Dabei wurde auch der Sohn des Frommenhauser Schultheißen erschlagen, ja er selbst auch erschossen, als er seinem Kind zu Hilfe eilen wollte. Die vier Frauen, in betender Haltung und zeitgenössischer Tracht dargestellt, sind die Hinterbliebenen: die Mutter und Ehefrau und ihre drei Töchter.

In Dettingen, Hemmendorf und Wurmlingen wird der Einwohner gedacht, die im Feldzug in Rußland und danach beim Kampf gegen Frankreich umgekommen sind. *Im Andenken der in Rußland Sachsen und Frankreich gebliebenen Soldaten von Bieringen* steht über den zwei Pfeilern, die die fünfzehn Namen tragen. Zwei Soldaten sind durch den Zusatz Obermann herausgehoben, wie der unterste Rang des Unteroffiziers im württembergischen Heer hieß. Das Dettinger Ehrenmal hat man nach dem deutsch/

französischen Krieg mit einem Zusatz versehen: *Obermann Joh. Baptiste Schmid, Infantr. Reg. 1. Komp. gefallen d. 2. Dez. 1870 b. Champignie.* Gegenüber den württembergtreuen Bekundungen fällt Ergänzungen mit folgendem Text aus dem Rahmen: *Denkmal der Hiesigen Bürgers-Söhne welche in Russischen Feldzug im Jahr 1812/13 für Frankreich gestorben sind.*

Gedenket eurer Brüder steht oben auf der Kiebinger Tafel, und unten: *Strenge Kälte und Mangel an Brod, übergab uns in Rußland dem Tod. 1812.* Gewisse Ähnlichkeiten bestehen zur Tafel in Wachendorf, wenn man die militärischen Symbole betrachtet: Kanonenkugeln, Kanonenrohre, Trommeln, Fahnen, Stangen mit Kopfbedeckungen und so weiter. Im unteren Drittel der Wachendorfer Tafel ist in drei Kolumnen das folgende Gedicht festgehalten:

*Ach großer Herr und Gott,
Erhöre unsre Noth,
Hör an die Trauer Lieder,
Für unsre tapfern Brüder,
Die durch des Feindes Macht,
Hinsanken in der Schlacht,
Wir rufen Herr dir zu,
Gieb ihnen ewige Ruh,
Laß ihre guten Seelen,
Dort nicht gar lange quälen,
Sie litten schon genug,
Auf ihrem harten Zug,*

*Sturm, Regen, Frost und Schnee,
Schwerdt, Hunger thaten weh,
Bliz, Donner und Kanonen,
Kein Element that schonen,
Und ob sie bathen schon,
Sie fanden nicht pardon,
Das große Schlachtfeld war,
Die Beresina gar,
Ganz dicht bedeckt mit Leichen,
Nie sah man was dergleichen,
Was Feuer und Schwerdt nicht zwang,
Der Hungerstod verschlang.*

*Sieh gnädig auf sie hin,
Betäub nicht ihren Sinn,
Laß sie all dort nicht weinen,
Dein Licht laß ihnen scheinen,
Und tröste sie, O Gott,
Du Helfer in der Noth,
Mit ihnen gehe nicht,
Als Sünder ins Gericht,
Begleite sie im Leben,
Im Lichtglanz laß sie schweben,
Und führe sie zugleich,
Zu dir ins Himmelreich.*

Kattun statt Seide – Armut im napoleonischen Zeitalter

Willi A. Boelcke

Von 1792 bis 1815 tobten in Europa fast ununterbrochen Kriege, erst die Revolutionskriege, dann die napoleonischen Kriege. Es war die längste Kriegsperiode, die Europa, Südwestdeutschland inbegriffen, seit dem frühen 18. Jahrhundert erleben und erleiden mußte.

Das erschütternde Schauspiel des Waltens der Schicksalsmächte Revolution und Krieg führte die beiden großen Schwaben Hegel und Hölderlin zu Ende der 1790er Jahre zu einem Begriff vom Schicksal, das allmächtig und starr das menschliche Leben beherrschte. In seinem Gedicht *Zeitgeist* verlieh ihm Friedrich Hölderlin Ausdruck und ging *Zeitgeist* in lebendige angstvolle Empfindung über:

*Zu lang schon waltest über dem Haupte mir
du in der dunklen Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang ists ringsum, und es
trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.*

*Ach! Wie ein Knabe seh ich zu Boden oft,
such in der Höhle Rettung vor dir. . .*

Auf das Erleben der «Revolution von unten» auf der anderen Seite des Rheins reagierten die Landesfürsten rechts des Rheins nicht sogleich mit einer kontinuierlichen «Revolution von oben», die die Welt des Ancien Régime in Frage stellte. Doch das Problem wurde gesehen, je mehr man sich im Interesse der Erhaltung der eigenen Existenz mit dem Staat der Revolution, mit Napoleon, mit Frankreich und seinen siegreichen Armeen arrangierte.

Wer sich für Frankreich entschied und Machtgewinn mit Hilfe Napoleons suchte, der sah sich schon bald gezwungen, sich der inneren Ordnung der französischen Vormacht anzupassen oder sich ihr zumindest in entscheidenden Punkten zu nähern. Doch selbst in Frankreich mußte der diktatorische Herrscherwille Napoleons immer wieder Rücksichten nehmen, Zugeständnisse machen, sich den Zwangslagen anpassen, sofern es vor allem die dauernde Kriegsführung erheischte.

Im Bündnis mit Napoleon hatte das monokratische Prinzip des absolutistischen Obrigkeitsstaates sogar noch eine Erhöhung erfahren. Die Gefahr, sich von der sozialen Basis zu lösen, war groß. Das neue Herrschaftssystem wurde von den meisten Untertanen eher als Entmündigung und Bürde empfunden, auch wenn sich die mit neuen Titeln erhöhten Herrscher zuweilen tolerant und reformfreudig gaben.

Wohl noch mehr als in Baden wurde der neue monarchische Staat im vergrößerten Württemberg als Vergewaltigung und die herbeigeführte Rechtsgleichheit der Staatsbürger eher als ein Zustand gleicher Rechtlosigkeit empfunden. Zudem forderte er von den Menschen immer mehr personelle und materielle Leistungen und Opfer, rekrutierte Soldaten und trieb Geldabgaben rigoros ein. Mit Waffengewalt wurde die Bauernerhebung im württembergisch gewordenen Deutschordensgebiet Mergentheim gegen Zwangsrekrutierungen blutig unterdrückt. In einer Denkschrift Karl von Rottecks vom Oktober 1809 über Ursachen der vielbeklagten, sich rasch mehrenden Armut findet sich der erschütternde Hilflosigkeit bekennde Satz: *Über andere Verarmungsquellen endlich, wie z. B. über die Rekruteneinstellungen, woran so manche Familie verblutet und wodurch den Gemeinden so mancher vermögenslose Fremdling als Insasse zur Last fallen wird – muß ich hier deswegen hinausgehen, weil ich keine Gegenmittel anzugeben weiß.*

Damals entstehen:
die großen Vermögen und das Proletariat

Wer tieferen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Zeit gewinnt, der wird vor allem entdecken, daß damals die Epoche anbrach, in der zweierlei entstand: die großen Vermögen und das Proletariat. Merkwürdigerweise war es Hegel, der als einer der ersten die Blickschärfe besaß, das zu erkennen.

Die Anfänge neuer Kommunikationsmittel, das Entstehen erster Fabriken, langsam greifende Bestrebungen zur Intensivierung des Ackerbaus, neue billigere Textilien und sonstige Gebrauchsgüter, die Sehnsucht nach mehr Häuslichkeit, bedeutende Fortschritte in der Medizin und Hygiene, alle diese vielen Zeichen einer Zeitwende fielen jedoch in die Epoche des Auf- und Niedergangs des napoleonischen Weltreichs. Es hatte sich mit einem bisher unerhörten Kräfteaufgebot emporgehoben, mobilisierte in großem Umfang auf dem europäischen Kontinent Menschen, Güter, Kapital und Energien, forderte Parteinahme und Opferbereitschaft, es erschütterte Europa durch politische Machtsprüche und seine Kriegszüge, es wollte die gewerbliche und agrarische Erzeugung fördern und erzwang durch seinen unersättlichen Geldbedarf die zunehmende Verarmung weiter Bevölkerungsteile. Pro-

tektionismus und Kriegskonjunktur erzeugten andererseits in einigen Wirtschaftszweigen eine Scheinblüte. Die Kriege, verschränkt mit der 1806 verkündeten, gegen die englische Importflut gerichteten Kontinentalsperre, zwangen aber Industrie und freie Gewerbe des Kontinents unter ungünstigen Bedingungen wie teuren auswärtigen Rohstoffen, ernstem Kapitalmangel, hohen Zinssätzen und Nachfrageschrumpfungen zu arbeiten.

Wahrscheinlich wäre der wirtschaftliche und technische Fortschritt größer gewesen, wenn diese nachteiligen Bedingungen nicht auf der Wirtschaft gelastet hätten. Dennoch war der Aufstieg einiger neuer Industrien unübersehbar. Die Baumwoll- und Wollindustrie Südwestdeutschlands, sofern nicht am Export durch Handelssperren plötzlich behindert, profitierte zeitweilig von der wirtschaftlichen Neuordnung Napoleons. Die französische Wirtschaftskrise von 1810/11 aber traf sie alle. Aus Zell im Wiesental, Hochburg der südbadischen Textilindustrie, wurde 1811 berichtet: *Die allgemeine Stokung im Handel hat auch die nachteilige Wirkung auf die hiesigen Fabrikate, daß sie gegenwärtig weit unter dem wahren Wert verkauft werden müssen, und auch bei diesem äußerst geringen Preis keine Abnehmer finden. Die traurige Folge davon wird die Verminderung des Spinner- und Weberlohns für den künftigen Winter sein.*

Geschützt nach wie vor durch Privilegien, beschäftigte andererseits 1815 der damals größte südwestdeutsche Fabrikbetrieb, die Indiennefabrik in Lörrach, 314 Arbeiter und bedruckte rd. 200 000 Stück Kattun.

Die wohlstandsmindernden Zeitläufte und der gleichzeitige politische Umbruch fanden in vielerlei Dingen, auch in der Kleidung, ihren Ausdruck. Mit dem Zopf schwand viel anderer luxuriöser Überfluß. Praktisch schritt ein Nivellierungsprozeß fort, der die Modelosigkeit zum Kennzeichen der Mode machte. Als der Dichter Börne nach Stuttgart kam, fiel ihm auf, daß jede zehnte Frau ungefähr in Trauer ging. Er dachte unwillkürlich an die Pest, doch erwies sich das demonstrative Schwarz als Modeeitelkeit. Aus gefärbten Kattunen statt aus Seide bestand auch die große Robe. War es dann ein Zufall, daß der Siegeszug des heute noch triumphierenden Schürzenkleides im Jahre 1807 seinen Anfang nahm?

Kaufkraftschwund:

billiger Schmuck, Jokeles-Uhren und Steingut

Johann Chrysostomus Mayer, Teilhaber des bedeutenden Gmünder Handelshauses Deblers Erben & Mayer, führte in einer sachkundigen Denkschrift

aus dem Jahre 1818 die wirtschaftlichen Stockungen auf die durch Kriegszeiten und deren Folgen bewirkte Verarmung der Völker zurück sowie auf Überhäufung mit Waren, verursacht durch übermäßige Produktion. Einige Gmünder Goldschmiede trugen dem allgemeinen Kaufkraftschwund Rechnung, indem sie billigen, jedoch vergoldeten Schmuck aus Semilor, aus einer Messing ähnlichen Legierung, herstellten und tatsächlich in eine absatzträchtige Marktlücke vorstießen. Gmünder Handelshäuser verkauften auch Käämme und Gürtelschmuck in Empireformen, Tabakdosen, Uhrenketten für die sich allgemein durchsetzenden Taschenuhren, Uhrenschlüssel u. ä. Klassizistisches, streng geometrisch, Romantisches und Naturalistisches prägten Stil und Zierat des echten und unechten Schmucks. Französische Inschriften verströmten Gefühl.

Kontinentalsperre und napoleonische Kriege bremsen offenbar die Schwarzwälder Uhrenkonjunktur nur kurzfristig, indem bisher einheitliche Wirtschaftsräume zerrissen, Absatzwege verstopft und Existenzen zerstört wurden. Der Weltruf der Schwarzwälder Uhren, im Grunde Billiguhren, in immer neue Gewänder gekleidet für die nichtprivilegierten Volksschichten, war in napoleonischer Zeit nicht verblaßt, obwohl ihr Stundenschlag nicht von goldenen Zeiten kündete. Wohl rechtzeitig, um sich Nachfrage zu erhalten, wurde 1810 die Jokeles-Uhr entwickelt, eine stark verkleinerte, noch billigere Schwarzwalduhr.

Bis 1811 stellte die mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten kämpfende Fayence-Manufaktur in Durlach bei Karlsruhe unter Johann Adam Benckiser Fayencen her, seitdem nur noch Steingut. Als in napoleonischer Zeit die Leitung der einst durch ihre Bildplatten und durch figurale Plastiken bekannten Fayence-Fabrik in Schrezheim bei Ellwangen in die Hände einer Frau, der Witwe Barbara Wintergerst, übergegangen war, ließ sich der Niedergang des mit einem kleinen Stamm meist einheimischer Kräfte arbeitenden Unternehmens durch Umstellung auf besonders billige Gebrauchsware, Bierkrüge und Küchengeschirre aller Art, aufhalten. Hierfür fand sich wohl in allen Kreisen reger Absatz. In Massen wurden auch gelbe und blaue Puppengeschirre sowie vielbegehrte Spruchteller produziert, die Volkswitz überlieferten.

Bemerkenswert starke wirtschaftliche Expansionskräfte, geweckt durch die von der Kontinentalsperre ausgegangenen Autarkisierungstendenzen, regten sich in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie. Im Kochtopf und auf dem Tisch machten sich in erster Linie die wirtschaftlichen Schwierig-



Figur aus Zizenhausen bei Stockach, entstanden zwischen 1820 und 1830; gebrannter Ton, bemalt. Fast in Originalgröße. Entworfen von Anton Sohn (1769–1841).

keiten bemerkbar, die mit dem napoleonischen System verbunden waren. Die Nahrungsmittelversorgung, durch schlimme Mißernten verschlechtert, steuerte ihrem säkularen Tiefpunkt zu. Teure Getränke wie Kaffee, Tee oder Schokolade aus Übersee wurden durch billige Surrogate aus Zichorie, Eicheln und Rüben verdrängt. Der Weinbau – um 1800 in Baden und Württemberg auf einer Fläche von etwa 50 000 Hektar betrieben – entwickelte sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert rückläufig, den Bierbauern aber neue Märkte eröffnend. Nicht wenige Fabrikanten entdeckten in der Mangelwirtschaft neue Marktchancen, die sich – wenn

auch meist nur für kurze Zeit – als Goldgrube entpuppten. Die Lahrer Zichorienfabrikanten zählten zu den vom Glück der Gewinnträchtigkeit Begünstigten, auch viele Tabakfabrikanten und die Hersteller von Saffianleder, die unmittelbar vom großen Lederbedarf der Kriegsmonturen der Armeen profitierten.

Herrschender Holzmangel machte die am Holzgeschäft Beteiligten reich. Eichen sicherten bei Versteigerungen monopolistische Gewinne. Die Marktpreise für geflüßtes Buchenbrennholz auf dem staatlichen Holzhof in Stuttgart verdoppelten sich zwischen 1785 und 1805, fast Ausdruck einer Energiekrise.

Nach der Kontinentalsperre fällt Scheinblüte zusammen

Inwieweit die wirtschaftlichen oder geschäftlichen «Wohltaten» des napoleonischen Systems den Menschen allgemein zum Bewußtsein gekommen sind, bleibt sehr fraglich. Zu schwer lasteten auf der anderen Seite die von auswärtigen und heimischen Tyrannen auferlegten Geld- und Bluttribute. Die 600 Einwohner der kleinen Gemeinde Großbottwar bei Heilbronn mußten von 1793 bis 1816 die verschiedensten Leistungen – Quartier- und Fouragekosten, Materiallieferungen, Vorspann und Handfronen – im Gegenwert von 43 985 Gulden aufbringen. KriegstrIBUTE von schätzungsweise mehr als 50 Mio. Gulden, eine gewaltige Summe, dürften der südwestdeutschen Landbevölkerung von 1793 bis 1816 von Freund und Feind insgesamt aufgebürdet worden sein. Investitionskapital für dringende Modernisierungen stand daher der Landwirtschaft im allgemeinen nicht zur Verfügung. Badische Amtsberichte bestätigten, daß in den *jetzigen Geldklemmenzeiten* vielerorts auch die Gemeindekassen verschuldet waren. Dennoch mobilisierten die zu bewältigenden Notsituationen in kaum vorstellbarer Weise die Arbeitskräfte und das Leistungsvermögen der Wirtschaft, die Landwirtschaft als deren bedeutendster Teil eingeschlossen. Die Einwohner von Satteldorf bei Crailsheim gingen *im Sommer in die Rheingegenden zum Schneiden und Mähen*, Leute aus Dorfmerkingen bei Neresheim zur Ernte nach Bayern und an den Rhein.

Als 1814 die Kontinentalsperre zusammenbrach, die deutschen Nordseehäfen sich wieder dem englischen Export öffneten, da fiel die vom Protektionismus erzeugte wirtschaftliche Scheinblüte in sich zusammen. Fast ungehindert ergoß sich der jahrlang zurückgestaute englische Warenstrom über den Kontinent, auch beste britische Qualität zu Schleu-

derpreisen, dem kaum ein Wettbewerber auf dem Kontinent entgegenhalten konnte. Ab 1816 trat dieses Übel in seiner ganzen Fülle hervor, schrieb Friedrich List.

Von Giengen wird berichtet: *Seit dem leidigen Franzosen-Kriege hat die Nahrung der Bürger sehr abgenommen und befindet sich gegenwärtig in einer traurigen Lage. Alles Gewerbe ist erschlaft, und der Himmel weiß, wenn das ehemalige Hauptgewerbe der hiesigen Stadt, die Leinen- und Kattunweberei, bei dem traurigen Stand der Schweiz, wohin der Hauptverschuß ging, wiedererwachen werde.*

Straßenbauarbeiten,
Suppenanstalten und Armenblutwurst

Um der seit 1815 allgemein bedrohlich gewachsenen Beschäftigungslosigkeit und Armut Herr zu werden, zog die Mehrzahl der württembergischen Oberämter die Armen zu Straßenbauarbeiten heran, in den Oberämtern Besigheim, Cannstatt und Ellwangen auch zu Wasserbauten. In Plieningen und Hohenheim wurden zur Beschäftigung der Armen des Amtes Stuttgart 18 000 Pappeln, einst unter Herzog Carl Eugen gepflanzt, umgehauen. Das Problem der Massenarmut war in Stuttgart seit Jahren aktuell. 1806 wurde dort eine Suppenanstalt gegründet, im folgenden Jahr die erste und 1813 eine weitere Kinderbeschäftigungsanstalt. Seit 1815 aber steigerte sich die Armut zu neuen Dimensionen. Wohl zu keiner Zeit wurden in Südwestdeutschland so zahlreiche *Ermunterungsreden zur Beharrlichkeit im Wohltun an den Armen* gehalten wie zwischen 1800 und 1820.

Eine traurige Berühmtheit erlangten die an vielen Orten verabreichten Armen-Suppen. Aus Ulm kam statt dessen der Vorschlag, eine Armen-Blutwurst zu fabrizieren. Sie sollte reichlich zur Hälfte aus dem Blut von *allerhand Schlachtvieh* bestehen und zur knappen Hälfte aus Wasser. Der Erfinder empfahl zur geschmacklichen Verbesserung die Beigabe von einigen Gewürzen und von Zwiebeln. In der verabreichten Kost spiegeln sich die Wirtschaftsepochen eines Volkes! Die Unfähigkeit der Zeit, den sozialen Ausgleich zu finden, war napoleonisches Erbe.

Das Land wird arm, das die Schwachen unterstützt und sie dadurch noch schwächer macht, lautete Napoleons sozialpolitische Devise. Die Ausarbeitung eines badischen Regierungsrats von 1809 unterschied drei Klassen von heimatlosen Armen: *Zur ersten gehören die, welche sich durch Arbeit ernähren wollen, denen aber Arbeit fehlt, und die daher das Vagabundenleben ergreifen müssen.* In Schwarzwaldhöfen fanden damals viele vertriebene «Vaganten» einen angeblich die öffentliche Sicherheit gefährdenden Unterschlupf.

Das Angebot an gewerblichen Arbeitsstellen blieb für die Vorhut des Proletariats zu schwach. Unvermeidlich reduzierten sich die Löhne, während der einsetzende tendenzielle Fall der Agrarpreise durch Mißwuchs und schlechte Ernten zunächst ins Gegenteil gekehrt wurde. Teuerung und Hungersnöte wirkten in den Jahren 1816/17 in den Realteilungsgebieten des deutschen Südwestens verheerend, weil die explosionsartig gestiegenen Getreidepreise und um 200 bis 500 Prozent gekletterte Lebensmittelpreise die Beschaffung des täglichen Nahrungsmittelbedarfs für einkommensarme Schichten unerschwinglich machten. Das *Brot austheilen um einen verminderten Preis* absorbierte viel sozialpolitische Kräfte. Hungersnot trieb die Sterblichkeit in die Höhe und an die 40 000 Einwohner Badens und Württembergs zur Auswanderung.

In der 1817 veranstalteten württembergischen Berufszählung erschienen 26 740 *Im Almosen Stehende* (1812: 18 926), das waren 8,4% der erfaßten Einkommensbezieher. Nie zuvor wurden von der Statistik so viele auf den Bettel Angewiesene erfaßt. Nach der für Königin Katharina von Württemberg angefertigten Armenstatistik scheint im Winter 1816/17 das Ausmaß der Not sogar vor den Toren Stuttgarts häufig noch größer und beängstigender gewesen zu sein. Im 1250-Seelen-Dorf Bernhausen auf den Fildern waren 16% der Bevölkerung auf Armenversorgung angewiesen, in Bonlanden fast 20%, in Degerloch nur 4%, in Vaihingen auf den Fildern jedoch beachtliche 14%.

Der Wellengang des Fortschritts

Alle diese allgemeine wirtschaftliche Not ließ aber offenbar nicht das Bestreben aufkommen, wieder einen Rückfall ins Ancien Régime herbeizuführen. Man spürte, daß der Wellengang des Fortschritts, von und in der napoleonischen Zeit angestoßen und über den Untergang des napoleonischen Reiches fortwirkend, zu schwach war, um der Armut und dem Elend Herr zu werden, sie wegzuspülen. Im Staat erkannte Hegel damals das Mittel zum höheren Zweck. *Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Ideale*, formulierte er. Aber welcher Staat würde am besten die Probleme lösen? Das Unglück der Zeiten wurde wohl richtig von Rahel Varnhagen angesprochen: Daß nämlich eine Zeit immer in die andere greift, nur würde damals nicht die neue in die alte, sondern die alte noch in die neue Zeit greifen.

Die Sorge um rund 25 000 verwahrloste und arme Kinder war ein Erbe aus napoleonischer Zeit, das auf König Wilhelm I. unmittelbar nach seinem Regierungsantritt lastete.

Erinnerung an die Hungerjahre 1816/1817 in der Schnaitheimer Michaelskirche

Karl Müller

Im Zeichen der europäischen Überproduktion an Getreide, im Angesicht der «Butterberge» und der «Milchseen» können wir uns Hungerzeiten überhaupt nicht mehr vorstellen. Hungersnöte sind für uns Mitteleuropäer allenfalls in fernen Ländern denkbar; und brächten nicht die Medien erschreckende Bilder ins Haus, etwa aus der Sahelzone, der Hunger und seine Auswirkungen wären bei uns nahezu unbekannt. Dennoch litt auch unsere Bevölkerung vor 170 Jahren so großen Mangel an Grundnahrungsmitteln, daß man noch Generationen später gängstigt von Hunger und Tod, von Kälte und Krankheit, von der großen Not sprach.

In der Michaelskirche von Schnaitheim, das schon seit siebenundsiebzig Jahren zu Heidenheim gehört, hängt eine schlichte Gedächtnistafel, die an das Einführen des ersten Garbenwagens nach der Hungersnot der Jahre 1816/17 erinnert. Das dreiteilige Bild – 52 x 90 cm hoch, sauber bemalt und beschriftet – ziert ein dachförmig gestalteter Aufbau von 23 cm Höhe. Darin befinden sich Getreideähren mit dem Hinweis: *Diese drei Aehren sind von der auf dem Altar gestandenen Garbe.*

Das Mittelstück des Bildes beherrscht in seinem oberen Teil ein geschmückter Garbenwagen. Dieses kleine Gemälde hält die Situation vom 8. August 1817 fest: Der von vier Pferden gezogene und von Schulkindern samt ihren Lehrern begleitete Erntewagen fährt vor die Michaelskirche, deren Turm damals noch eine welsche Zwiebelhaube getragen hat. Eine an den Garben befestigte Tafel – sie befindet sich bezeichnenderweise im Zentrum des Bildes – trägt als Inschrift die Bitte: *Herr gieb uns heute unser täglich Brod.* Zur Begrüßung des festlichen Zuges hatte sich die Bevölkerung eingefunden, vorab die Dorfoberen sowie die Geistlichkeit und die königlichen Beamten der Forstverwaltung, die im Schnaitheimer Schlößle untergebracht waren.

Während der unerhörten Theuerung, welche in den Jahren 1816 bis 1817 in einem großen Theil Europens herrschte, drückte in unserem Vaterland Mangel und Noth besonders auch den hiesigen Ort, nebst dem Filial Aufhausen, aufs schwerste darnieder. So beginnt der zum Bild gehörende Text; er zeigt dann die löblichen, aber vergeblichen Anstrengungen der Ortsvorsteher auf und preist vor allen Dingen die *gnädige Hülfe Gottes*, die eine *geseegnete Erndte des Jahres 1817* hatte heranreifen lassen, so daß sich die *zaghaft gewordenen Herzen wieder zu neuer Hoffnung erhoben und jedes Gemüth mit dankvoller Empfindung gegen Gott* erfüllte.

Gleichsam als Bekräftigung steht zum Schluß des Tafeltextes der Lobpreis des Psalmisten: *Lobe den Herrn, der dein Leben vom Verderben errettet.*

«Im Oberamt Aalen aßen Die Armen Pferdefleisch»

Die steigende Bevölkerung jener Zeit hätte durch die heimische Landwirtschaft gerade noch ernährt werden können. Durch eine Reihe verhältnismäßig kalter Regensommer blieben aber die Ernteerträge gering. Vorräte konnten daher nicht angelegt werden. Außerdem bedrückten die Wirren der napoleonischen Kriege mit Truppeneinfmärschen und Einquartierungen, die laufend die Verköstigung fremder Soldaten verlangten. Dies trug mit dazu bei, daß in weiten Landstrichen große Armut herrschte.

Bereits 1815 blieb die Ernte recht knapp. Das neue Jahr aber, auf das große Hoffnungen gesetzt worden waren, brachte wenig Sonne, dafür jedoch viel Regen und eine verzögerte Aussaat. *Vom zweiten Mai an hat es alle Tage geregnet bis zum 20. Juli. Und vom 21ten wieder bis zum vierten August und von da ab gab es wenig Tage, wo es nicht geregnet hat,* vermerkt ein Ulmer Chronist aus dem Jahre 1816.

Die Not war groß. In den Wäldern wurden Beeren und Wildkräuter gesucht, Wurzeln ausgegraben. Die Schnaitheimer Tafel vermerkt mit Abscheu: *Im Oberamt Aalen aßen Die Armen Pferdefleisch.* Was gesät werden konnte, reifte unter den extremen Witterungsbedingungen nicht richtig heran. Die schlechteste Ernte seit Menschengedenken stand bevor. Hinzu kam ein frühzeitiger Kälte- und Wintereinbruch. Bereits im September mußte geheizt werden, im Oktober fiel der erste Schnee.

Die Not, im Vorjahr schon riesengroß, wuchs ins Unermeßliche. Ein Laichinger Chronist bezeugt dies: *Im Märzen hat es angefangen, da haben meine Kinder zum ersten Mal nach Brod geschrieen und wir hatten schier keines mehr. Und hernach ist alles so theuer geworden, als man es hat nimmer verzahlen können.*

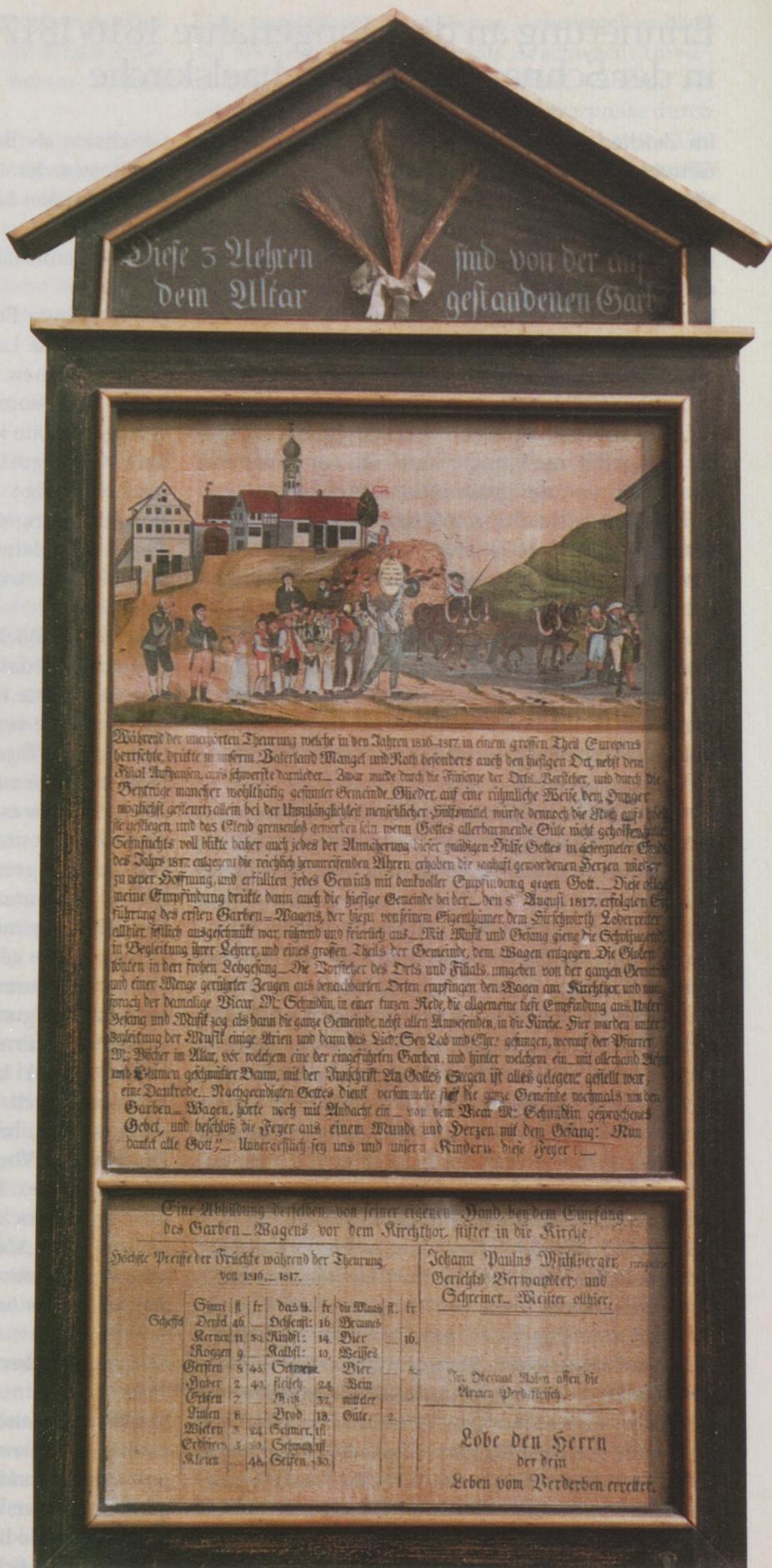
Der erste Garbenwagen und Dankgottesdienst

Kein Wunder also, daß nach solch böser, teurer Zeit, nach diesem *grenzenlosen Elend* der erste Garbenwagen freudig und dankbar begrüßt wurde! *Hirschwirth Loderreiter, der Eigenthümer*, hatte ihn nicht direkt vom Felde in seine Scheuer gebracht, sondern zuerst vor die Schnaitheimer Michaelskirche. Glok-

kenklang, Musik und Gesang bewegten die ganze Gemeinde sowie eine Menge gerührter Zeugen aus benachbarten Orten. Vikar Schmidlin – auf der Tafel wesentlich kleiner dargestellt als sein Pfarrherr – wandte sich am Kirchthor an die um den Erntewagen versammelte Gemeinde. Pfarrer Vischer hielt den musikalisch reich ausgestalteten Dankgottesdienst vom blumen- und ähren- geschmückten Altar aus, über ihm das Transparent mit der Aufschrift *An Gottes Seegen ist alles gelegen*. Nach dem Gottesdienst scharte sich die Bevölkerung erneut um den Garbenwagen, um das innige Dankgebet des Vikars nachzuvollziehen und sicherlich aus übervollem Herzen in den Choral *Nun danket alle Gott* mit einzustimmen. Der Bericht schließt: *Unvergesslich sey uns und unseren Kindern diese Feyer!*

Erntedank nach Jahren der Hungersnot – wir können uns schwer in die Situation unserer Vorfahren hineindenken. Nach so harter Notzeit und wiederkehrender Hoffnung ist andernorts in ähnlich ergreifender Weise Gott gedankt worden. Die Erinnerung an die Schnaitheimer Dankesstunde in und vor der Michaelskirche konnte deshalb lebendig bleiben, weil ein Gedächtnisbild dieser ergreifenden Feier gestiftet worden war: *Eine Abbildung derselben, von seiner eigenen Hand, bey dem Empfang des Garben-Wagens vor dem Kirchthor stiftete in die Kirche: Johann Paulus Mühlberger, resignirter Gerichts Verwandter, und Schreiner-Meister allhier.*

Dieses Schnaitheimer Gedächtnisbild, nicht gestaltet von Künstlerhand, sondern – ähnlich den Votivtafeln in Wallfahrtskirchen – bäuerlich-einfache Stilelemente deutlich verkörpernd, wird zu einer Erntedankpredigt, wie sie eigentlich ergreifender nicht sein kann.



Diese 3 Aehren dem Altar sind von der emp gestandenen Gart



Während der unglücklichen Thuerung welche in den Jahren 1816-1817 in einem großen Theil Europas herrschte, drückte in unserm Vaterland Mangel und Noth besonders auch den hiesigen Ort, nebst dem Filial Aufhausen, aufs schmerzlichste darnieder. Zwar wurde durch die Güte der Orts-Berichter, und durch die Beiträge mancher wohlthätig gesinnter Gemeinde-Glieder, auf eine rühmliche Weise dem Hunger möglichst gesteuert; allein bei der Unzulänglichkeit menschlicher Hülfsmittel wurde dennoch die Noth aufs höchste zu steigen, und das Elend grenzenlos zu werden kein, wenn Gottes allerbarmende Güte nicht gekommen wäre. Sehnsüchtig voll bittete daher auch jedes der Anwohner, dieser gnädigen Hülfe Gottes in abgesehener Gestalt des Jahres 1817, entgegen die reichlich heranziehenden Aehren, erhaben die wohlge gewordenen Herzen wieder zu neuer Hoffnung, und erfüllten jedes Gemüth mit dankvoller Empfindung gegen Gott. Diese allgemeine Empfindung drückte dann auch die hiesige Gemeinde bei der, den 8. August 1817, erfolgten Einführung des ersten Garben-Wagens, der hiesig von seinem Eigentümer, dem Kirchschwartz Loderreiter, allhier freiwillig ausgeschrieben war, rührend und freudlich aus. Mit Musik und Chör sang die Schuljugend in Begleitung ihrer Lehrer, und eines großen Theils der Gemeinde, dem Wagen entgegen. Die Glocken klangen in der frohen Lobgesang. Die Vorsteher des Orts und Filials, umgeben von der ganzen Gemeinde, und einer Menge gerührter Zeugen aus benachbarten Orten, empfingen den Wagen am Kirchthor und begrüßte der damalige Vicar, M. Schmidlin, in einer kurzen Rede, die allgemeine tiefte Empfindung aus. Unter Begleitung der Musik zog alsdann die ganze Gemeinde, nebst allen Anwohnern, in die Kirche. Hier wurden unter Begleitung der Musik einige Arien und dann das Lied: Sein Lob und Ehr, gesungen, worauf der Vicar, M. Vischer, in Altar, vor welchem eine der eingeführten Garben, und hinter welchem ein, mit allenthalben Aehren und Bäumen geschmückter Baum, mit der Inschrift: An Gottes Seegen ist alles gelegen, gestellt war, eine Dankrede. Nachgehenden Gottesdienst veranlaßte für die ganze Gemeinde nochmals an den Garben-Wagen, hörte noch mit Andacht ein, von dem Vicar M. Schmidlin gesprochenes Gebet, und beschloß die Feyer aus einem Munde und Herzen mit dem Gesang: Nun danket alle Gott! Unvergesslich sey uns und unsern Kindern diese Feyer!

Eine Abbildung derselben, von seiner eigenen Hand, bey dem Empfang des Garben-Wagens vor dem Kirchthor, stiftete in die Kirche.

Höchste Preise der Früchte während der Thuerung von 1796 - 1817.

	Guert	fl	sch. fl.	fr	die Maas	fl.	fr
Gerste	16	46	16	16	Braunb.		
Korn	11	81	14	14	Bier		16
Woggen	9		10	10	Weißb.		
Gersten	6	45			Bier		82
Haber	2	40	24	24	Bier		
Erbsen	7		32	32	mit der		
Wicken	8		18	18	Gute		2
Wistren	3	24			Schmer.		
Erbsen	3	30			Schmer.		
Alten	46		130	130			

Johann Paulus Mühlberger, resignirter Gerichts Verwandter, und Schreiner-Meister allhier.

Im Oberst. Rath. haben oft die Aehren Verb. sich.

Lobe den Herrn der dein Leben vom Verderben errettet.

Höchste Preise der Früchte während der Theuerung von 1816–1817

	Simri	fl	kr	das ₰	kr	die Maas	fl	kr
Scheffel	Denkel	46.–		Ochsenfl.	16	Braunes		
	Kernen	11.30		Rindfleisch	14	Bier	–.16	
	Roggen	9.–		Kalbfleisch	10	Weisses		
	Gersten	8.45		Schweine-		Bier	–.8	
	Haber	2.40		fleisch	24	Wein		
	Erbsen	7.–		Reiß	32	mittlerer		
	Linsen	8.–		Brod	18	Güte	2.–	
	Wicken	3.24		Schmer	1fl			
	Erdhiren	3.30		Schmalz	1fl			
	Kleien	–.48		Seifen	30			

Im unteren Teil des Schnaitheimer Gedächtnisbildes ist eine «Preistafel» eingefügt.

Wenn auch der Leser unserer Tage mit den alten Maß- und Preisangaben wie Scheffel, Simri, Pfund (₰), Maas; Gulden (fl) und Kreuzer (kr) nicht mehr viel anzufangen weiß, so waren dem Schaitheimer Chronisten diese ungeheuer überhöhten Forderungen für Grundnahrungsmittel derart wichtig, daß er sie fein säuberlich auf dieser Tafel festhielt.

Zur Verdeutlichung sei jedoch ein Beispiel herausgegriffen: Für den Scheffel (etwa 80 kg) Dinkel wurden 46 fl (Florentiner Gulden) bezahlt. Setzt man für einen Gulden rund zwei Goldmark und rechnet auf unsere Verhältnisse um, dann ergibt dies einen Kilopreis von DM 1,15. Dabei kostet heute – 170 Jahre danach – das «Weißmehl» lediglich 1,40 DM! Allein durch diesen Vergleich wird klar, welcher Teuerung und Not die Menschen von damals ausgesetzt waren.

Briefe der jungen Therese Köstlin und ihrer Bena*

Karl Kempf

Der Bau eines Parkhauses in der Nagolder Bahnhofstraße – seine Folgen für das Stadtbild von Nagold sind bedauerlich – ließ den Verfasser am Neujahrstag 1983 nochmals eines der inzwischen abgerissenen alten Häuser, die ehemalige Kaufstätte Schittenhelm, aufsuchen. Die Inhaberin, Frau Anna Haselwander geb. Schittenhelm, brachte dabei eine stattliche Anzahl älterer Briefe und vergilbter Bilder zum Vorschein. Unter den Briefen befand sich eine Reihe, die von der Dichterin Therese Köstlin, geboren 1877, und ihren Eltern stammen, dem Gießener Theologieprofessor Heinrich Adolf Köstlin und seiner Frau Sophie geb. Gerok, Tochter des Prälaten und Schriftstellers Karl Gerok. Sie sind in den Jahren zwischen 1890 und 1905 geschrieben worden. Wie diese Briefe nach Nagold gelangten, sei kurz berichtet. Die Familie Köstlin hatte mehrere Jahre lang eine junge Frau als Haushaltskraft. Sie muß den Erwartungen der Köstlin voll entsprochen haben:

christlich, fleißig, ordnungsliebend. Diese Eigenschaften wußte eine schwäbische Theologenfamilie des 19. Jahrhunderts am besten zu schätzen. Aus mehreren Briefen geht die Zufriedenheit der Familie Köstlin und die Wertschätzung der Haushälterin hervor. Die junge Frau muß persönlich sehr sympathisch und trotz – oder gerade wegen – ihrer ländlichen Herkunft geistig anregsam gewesen sein: Elise Philippine, Tochter der Zieglers Gottlieb Sautter von Rotfelden bei Nagold, geboren am 17. September 1873. Mit «Lieschen», wie sie von ihrer Dienstherrschaft genannt wurde, in ihrem Heimatort hieß sie «Bine» oder «Bena», verband die Familie Köstlin eine herzliche Zuneigung; besonders die vier Jahre jüngere Therese Köstlin – das einzige Kind ihrer Eltern – war dieser geradlinigen sehr zugefallen.

Philippine Sautter heiratete später den Oberlehrer Gustav Römer von Ebhausen, starb aber schon vor dem Erreichen des 50. Lebensjahres 1923. Sie hatte drei Schwestern, die ebenfalls öfter in den Köstlin'schen Briefen genannt werden: Marie, Christiane und Sara. Letztere stand gleichfalls in Kontakt mit

*Eine Biographie von Therese Köstlin hat Hermann Ziegler in der «SCHWÄBISCHEN HEIMAT», Jahrgang 1962, Heft 2, S. 65 f. veröffentlicht.

der jugendlichen Schriftstellerin Therese Köstlin. Sehr oft wird in den Briefen nach dem Befinden von Marie Sautter gefragt. Sie war zeitlebens von Krankheiten, besonders Kopfschmerzen und Depressionen, heimgesucht. Thereses Vater versuchte, der Familie Sautter Rat und Hilfe für ihre Tochter zu schaffen. Die Tochter von Sara ist heute die Besitzerin der Briefe.

Die folgenden Briefe sind willkürlich aus der Sammlung herausgegriffen. Über zeittypischen Stil und entsprechende Mentalität hinaus zeigt der flüssige und ausdrucksreiche Stil der Briefschreiberin Therese Köstlin die lebhafteste, warmherzige Teilnahme an ihrer Umwelt und ihre rege briefliche Tätigkeit. Für die seelische Biographie der jugendlichen Dichterin ist in dem Brief vom 21. Mai 1896 bemerkenswert, wie sich ihre nachempfindende Phantasie die Beeindruckung des jungen Schillers durch seine heimatliche Umwelt ausmalt – ohne zu ahnen, daß sie dabei einem biographischen Irrtum unterliegt, da Schiller seinen Geburtsort Marbach am Neckar bereits als Kleinkind zusammen mit seinen Eltern verlassen hat.

Was für ein Buch Therese Köstlin am 15. Januar 1896 an ihr *Liebes Lieschen* gesandt hat, geht aus einer Nachschrift der Eltern, wohl der Mutter Katharina Magdalena Sautter geb. Walz, an ihre Tochter Philippine auf demselben Briefpapier hervor: *Liebe Bene! Diese Briefchen haben wir heute mit dem deinigen erhalten, auch ein kleines Büchle, auf der Aussenseite steht, In der Stille erblüht. Auf der Rückseite steht mit der Feder geschrieben, dem lieben Lieschen zur Erinnerung, mit herzlichen Gruß gewidmet von D. ver. Th. K. Weil wir gerade Gelegenheit haben, so schicken wir Dirs, Die Gedichte kannst Du lesen wenn Du kommst.* «In der Stille erblüht» war das erste Gedichtbändchen von Therese Köstlin, 1895 erschienen. Die Autorin war damals achtzehn Jahre alt.

Zwischen den Briefen befanden sich mehrere mit Bleistift beschriebene Papierzettel, die teilweise kaum mehr lesbar sind. Bei den sich ähnelnden Handschriften und der altersbedingten Verwischtheit der Schrift ist nicht einmal mit Sicherheit zu sagen, ob sie von Therese Köstlin oder von Philippine Sautter stammen. Einer dieser Zettel enthält folgenden lyrischen Versuch:

*Sänger hast du oft besungen,
Chemisch richtig sie gesetzt,
heute früh ist's mir erklungen
und hat die Augen mir benetzt,
lange nur sollst du noch dichten,
treu der Wissenschaft, der Kunst und Pflicht,
einen Spruch, den kannst du nicht vernichten. . .*

Die Fortsetzung ist nicht erhalten. Soweit der Handschriftenvergleich eine Aussage zuläßt, scheinen diese Zeilen aber nicht von Therese Köstlin geschrieben worden zu sein.

Mit Sicherheit jedoch stammen von ihrer Hand die beiden folgenden Briefe. Den dritten hier abgedruckten Brief hat Philippine Sautter verfaßt; er ist an ihre Familie im Schwarzwald als Neujahrsgruß aus Gießen gerichtet.

Gießen, den 21. Mai 1896

Liebes Fräulein Sara!

Den ersten, freien Augenblick, welchen ich zwischen einer Unmenge Briefschulden und verschiedenen, andern Geschäften erhaschen konnte, möchte ich gerne dem innigen Dank für Ihren frdl. Brief und das reizende Blumenkärtchen widmen, das Sie mir sandten und das mich tief rührte und erfreute; ich werde es zum Andenken an Sie aufbewahren und als Buchzeichen benützen, wenn ich einmal wieder Muse habe, ein liebes Buch in die Hand zu nehmen, was gegenwärtig sehr selten der Fall ist, da mir die entsetzlich vielen Briefschulden keine oder wenig Zeit zu so Etwas lassen, doch es werden auch wieder stillere Stunden kommen. – Hier ist der Mai noch nicht so recht eingezogen, d. h. eingezogen längst, aber der Wind bläst noch so rauh u. graue Wolken bedecken den Himmel, während doch die Syringen schon so herrlich blühen u. duften; allerdings muß man der Frucht wegen froh an der großen Feuchtigkeit sein, so unangenehm sie ist.

In Marbach muß es Ihrer Beschreibung nach landschaftlich wunderschön sein, hat doch unser Schiller dort die ersten Anregungen zu seinen herrlichen Werken [radiert: für ?] das kindliche Gemüt aufgenommen u. wie manches stille Plätzchen am Neckarstrand oder in tiefer Waldeinsamkeit mag an den jungen Dichter erinnern! –

Mama kennt auch das liebliche Städtchen wohl; eine Frau Oberamtsarzt Föhr [?] dort ist ihre Schulfreundin gewesen. Nun muß ich aber schließen.

Bitte, grüßen Sie Lieschen, wenn Sie ihr schreiben herzlich von uns Allen u. nehmen Sie nochmals vielen, warmen Dank für Ihre sinnige Gabe u. den frdl. Brief von

Ihrer Therese Köstlin

P. S.

Auch meine Eltern senden Ihnen u. Ihren Lieben viele Grüße.



Elise Philippine Sautter, verheiratete Römer, (1873–1923), Therese Köstlins «Bena». Dieses Bild ist um 1900 in Gießen aufgenommen worden und wird in dem Brief vom 1. Januar 1901 erwähnt.

Gießen, den 15. / I. 96

Liebes Lieschen!

Auch ich möchte dem kleinen Buch, das Du hier erhältst [!], ein paar Zeilen beifügen, damit Du siehst, daß wir Alle Dich in freundlichem Andenken behalten u. stets die herzlichsten Wünsche für dein Wohl sagen!

Hoffentlich geht es Dir gut u. ebenso auch der armen Marie, deren Wunsch, Dich daheim zu wissen, doch nun erfüllt ist.

Gewiß interessirt es Dich, zu erfahren, daß ich seit heute Lehrerin am Kindergottesdienst in unsrer Kirche bin, ich freue mich sehr meines neuen Berufs, nur fürchte ich, seiner nicht würdig genug zu sein. Die kleinen Verse, die Du hier erhältst, sind zwar des Verschickens nicht wert, aber ich weiß, daß sie Dich ein bißchen freuen und darum sollst Du sie haben. Nun muß ich schließen, denn es ist spät Abends u. ich habe heute schon so viel geschrieben. Grüße, bitte die Deinen Alle, bes. Sarle, wenn Du ihm schreibst herzlich von uns dreien, namentlich von
Deiner Th. Köstlin

Gießen, den 1. Januar 1901

Liebe Eltern u. Schwestern!

Geltet Ihr werdet schwer vernachlässigt. Verzeiht das 1. Lamph. nimt viel von meiner Zeit in An-

spruch. Also zuerst wünsche ich Euch Allen v. Herzen ein recht gutes neues Jahr u. Alles was Euch wahrhaft glücklich macht. Gott gebe daß Ihr Alle gesund bleibt u. werdet. Habt Dank für das Christkind Schnitzbrod wie immer sehr gut, Zwiebelkuchen hochfein, S herz erfreut vielmehr den Magen, Äpfel prächtig. Schurz am prächtigsten, ich weiß nicht wie ich meiner kl. Sara diese Mühe lohnen soll, (ezet fällt mer ebes ei darfst no a mol-Klavier spielen biß da gnuag host) gelt des freut-de.

Alo was ich v. meiner Herrschaft bekommen wißt Ihr ja, noch ein Predigbuch jetz hab ich zwei, u. zwei übersilberte Löffel jetz hab ich 6 Stück. Frau Prof. wird Euch geschrieben haben, daß h. Prof. jetzt Pensionirt ist. Wohin Sie gehen wissen sie noch nicht, nach Darmstadt oder Tübingen, aber erst nächsten Herbst.

Von Gustav habe ich eine wundervolle goldne Halsuhrkette bekommen u. sein Bild, ich war natürlich sehr beschämt als ich dieses reizende wertvolle Geschenk auspackte. Ich habe Ihm nun doch das Buch geschickt u. die deutsche Ostern v. Gerok hab's recht hübsch eingepackt, hab s Packerl mit Orangen u. roten Rothf. Äpfel ausgestopft, mit Tañenzweig begrenzt, jetz hotsn doch au mächtig gfreut. Vom Buch hab ich gar nichts geschrieben, überhaupt nichts von den Sachen, so war es auch am besten, hätte ich geschrieben das Buch sei von h. Köstlin daß hätte er geglaubt er müßte sich bedanken. Erst als ich mich für's Kettch. bedankt habe schrieb ich Ihm, daß h. Köstlin mir vor Wochen das Buch geschenkt habe für meinen Herrn B*. Als ich daß seinen Brief erhielt mit der Frage wie ich auf den Gedanken gekommen sei, hatte ich Ihm schon die Antwort darauf geschickt u. so wars auch gut. Das Buch ist unbenutzt u. noch ganz neu. Ich lege Euch das Bild bei schickt es mir aber wieder. Schreibt bald viel u. Behüt Euch Gott u. Gott befohlen im neuen Jahr

Eure Bena

Nachträge am Rand: / Die Rosen sind aus Darmstadt u. waren für Maria Sautter bestimmt von Emilie Reuling Fräulein Thereses [!] beste Freundin sie war diesen herbst da als ich Mari die verwelkten Rosen v. h. Prf. Geburtstag schickte.

Es ist zu lieb u. rührend von der Emilie daß sie unserer Mari eine Weihnachtsfreude bereiten wollte. habt Ihr mein Bild erhalten? u. wie gefällt es Euch?

*Zu lesen ist «Bräutigam»; gemeint ist Gustav Römer von Ebhausen.

Das Naturschutzgebiet Irrenberg zwischen Balingen und Albstadt

Werner Fritz

Das Naturschutzgebiet Irrenberg grenzt unmittelbar an das Naturschutzgebiet Hundsrücken. Hier verlief zur Zeit der Unterschutzstellung die Grenze zwischen Württemberg und Hohenzollern. Aus diesem Grunde mußte die für den Hundsrücken geltende Verordnung von der preußischen Regierung in Sigmaringen und die für den Irrenberg von der württembergischen Regierung in Stuttgart erlassen werden.

Allerdings handelt es sich dabei am Steilabfall der Schwäbischen Alb auch um zwei völlig unterschiedliche Biotope. Der Hundsrücken ist ein Hangrutschgebiet, an dem in größeren Zeitabständen kahle Rutschflächen entstehen, auf denen sich anschließend wieder ohne menschliche Eingriffe Waldgesellschaften einstellen. Der Irrenberg ist eine Holzweise, die durch landwirtschaftliche Nutzung entstanden ist.

Zu 98 Prozent im Besitz
des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Am 8. September 1943 wurde am Irrenberg eine 16,7 Hektar umfassende Fläche zum Naturschutzgebiet erklärt. Der östliche Teil des Gebietes gehörte damals zur Gemeinde Pfeffingen, der westliche Teil zur Gemeinde Zillhausen. Seit der Verwaltungsreform ist Pfeffingen ein Stadtteil von Albstadt und Zillhausen ein Stadtteil von Balingen.

Schon vor der Verkündung der Verordnung gelang es dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND, eine größere Anzahl von Privatparzellen zu erwerben. Heute befindet sich nahezu das gesamte Naturschutzgebiet im Eigentum des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Lediglich ein 0,4 Hektar großes Grundstück auf Gemarkung Zillhausen konnte seither noch nicht erworben werden. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND besitzt somit ca. 98% des Naturschutzgebietes.

Der Irrenberg liegt ca. sechs Kilometer östlich von Balingen und ca. zehn Kilometer nordwestlich von Albstadt-Ebingen. Die nördliche Schutzgebietsgrenze verläuft auf einem schmalen Grat. Dieser Grat bildet die Traufkante des hier nach Norden abfallenden Albtraufes und gleichzeitig den Abschluß eines nach Süden verlaufenden Tales. Das Naturschutzgebiet stellt dabei den wannenartigen Talabschluß des sogenannten Roschbachtals dar. Der Roschbach entspringt an der südlichen Schutzgebietsgrenze auf Gemarkung Zillhausen und mündet in Balingen-Dürrwangen in die Eyach. Der Bach heißt hier jetzt Schalksbach.

Einmähdige ungedüngte Wiesen in 800 Meter Höhe

Die Südwestalb unterscheidet sich von der mittleren Alb in mancher Beziehung. Die einzelnen Gesteinsschichten liegen gegen den Schwarzwald hin höher als weiter im Nordosten. Der mergelige Weißjura-alpha reicht daher oft bis zur Albsteilkante hinauf. Die breite Front der wohlgeschichteten Kalke des Weißjura-beta, die den Trauf der mittleren Alb charakterisiert, tritt hier kaum in Erscheinung.

Ein Stück Südwestalb, das diese Merkmale besonders deutlich zeigt, ist der ca. 920 m über NN gelegene Irrenberg. An keiner anderen Stelle lassen sich die Zusammenhänge zwischen Artenschutz, Landschaftspflege und Heimatkunde besser verdeutlichen. Die einmähdigen ungedüngten Wiesen am Irrenberg sind die schönsten Mähder im Zollernalbkreis und wohl die malerischsten und floristisch reichhaltigsten der ganzen Alb. Der blaßgelbe Klee (*Trifolium ochroleucon*), die Bergesparsette (*Onobrychis montana*), die Kugelige Teufelskralle (*Phyteuma orbiculare*), das Gefleckte Ferkelkraut (*Hypochaeris maculata*) und natürlich das Berghähnlein (*Anemone narcissiflora*) sind nur einige der selteneren und weniger bekannten Arten. Man findet jedoch auch bekanntere, aber ebenso schutzwürdige Enzian- und Orchideenarten am Irrenberg. Die lockeren Baum- und Heckengruppen verleihen dem Gebiet ein malerisches Aussehen. Man bezeichnet diese von Gehölzen gegliederten Einmähder daher auch als Holzweiden. Möglicherweise entstanden sie aus ehemaligen Weidewäldern, die nie vollständig gerodet wurden.

Da es sich um Flächen am Rande großer Gemarkungen handelt, unterlagen sie stets einer äußerst extensiven Bewirtschaftung. Düngung war auf diesen Flächen kaum möglich. Wenn die Heuernte in den übrigen Gewannen abgeschlossen war, mähte man hier meist nach dem 15. Juli den spärlichen Grasaufwuchs. In Trockenjahren unterließ man die Nutzung der Holzweiden gelegentlich ganz, da sich der Aufwand nicht lohnte. Durch diese sehr extensive landbauliche Nutzung konnten sich besonders artenreiche Pflanzengesellschaften entwickeln.

Gefahr durch Düngung und Aufforstung –
Aktion Irrenberg

Die Unterschutzstellung wäre damals sicherlich nicht erfolgt, wenn nicht konkrete Gefährdungen



vorgelegen hätten. Schon in den 30er Jahren wurde vom Rückgang der Einmäher durch Düngung und Aufforstung berichtet. Gleichzeitig kam es zu bestandsgefährdenden Entnahmen geschützter Pflanzen. Diese auch heute noch aktuellen Gefährdungen ließen sich durch Grundstückskäufe und die Unterschutzstellung abwenden.

Dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND gelang es in den vergangenen Jahren, auch Grundstücke außerhalb des Schutzgebietes anzukaufen. Diese Grundstücke sollen bei einer späteren Neufassung der Verordnung in das Naturschutzgebiet mit einbezogen werden.

In den 50er und 60er Jahren traten bei der Pflege der Bergwiesen größere Probleme auf. Es fanden sich damals keine Bauern mehr, die zu einer dem Naturschutz dienenden Nutzung bereit waren. Dem Gebiet drohte eine rasche Verbuschung. Der Artenreichtum des Mähders verringerte sich ständig. Der Naturschutzbeauftragte und die Tübinger Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege begannen, nun die ersten Pflegeeinsätze zu organisieren. Die Schwierigkeiten, die dabei zunächst in fi-

nanzieller und personeller Hinsicht aufgetreten sind, konnten inzwischen ausgeräumt werden.

Die «Aktion Irrenberg» ist nun bei den Naturschützern der Umgebung alljährlich geradezu ein gesellschaftliches Ereignis. Es wirken dabei zahlreiche Helfer von Naturschutzvereinen, die Gemeinden, das Forstamt, das Landratsamt und die Tübinger Bezirksstelle mit. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND setzt einen Reisebus ein, der Helfer aus Stuttgart und Tübingen zum Irrenberg fährt.

Obwohl es sich beim Irrenberg um eines der bedeutendsten Naturschutzgebiete des Regierungsbezirks Tübingen handeln dürfte, existiert bis heute noch keine umfassende Gebietsmonographie. In der Fachliteratur wird zwar gelegentlich auf den Irrenberg Bezug genommen, es gibt jedoch nur zwei kürzere Aufsätze, die sich ausschließlich mit dem Irrenberg befassen. Es sind dies die Würdigung von Dr. Hans Schwenkel (Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Baden-Württemberg 1941–1946, 97.–101. Jahrgang) und eine Veröffentlichung von Prof. Dieter Stoffler (SCHWÄBISCHE HEIMAT 1977/2).

Der Ailenberg bei Esslingen – bleibt der historische Weinberg erhalten?

Martin Pusch

Zwischen Esslingen und Stuttgart öffnet sich das Neckartal bei seinem Austritt aus dem Keuperbergland trichterförmig zu den Gäulandschaften am unteren Neckar. Zu beiden Seiten der ehemaligen Talau des Neckars reihen sich die alten Siedlungskerne der Ortschaften, in denen man, begünstigt durch die klimatische Lage, mindestens seit dem 8. Jahrhundert Weinbau betreibt.

Der Talgrund ist heute zu einer nahezu vollständig überbauten Industriezone umgewandelt. Deren vom Rationalisierungsdenken des Menschen geprägter Aufbau findet seine Fortsetzung an den sonnenseitigen Keuperhängen, die zu den Ausläufern des Schurwaldes aufsteigen. Dort dehnen sich kilometerlange, monotone Rebenplantagen, seit die Flurbereinigung durch Geländeneivellierung und Feldstraßenbau der technisierten Weinerzeugung freie Bahn geschaffen hat.

Die organisierte Gleichförmigkeit wird jedoch zwischen Stuttgart-Obertürkheim und Esslingen-Mettingen unterbrochen: Hier schiebt sich ein kegelförmiger, von einem alten Türmchen bekrönter Bergsporn quer ins Neckartal vor: der Ailenberg.

Die Hänge des Ailenbergs und der angrenzenden Weinberglagen sind weitgehend noch im Stile der *Historischen Weinberglandschaft* (Otto Linck) in Terrassen gegliedert. Die aus Sandstein trocken aufgesetzten, teils mehrere Meter hohen Stützmauern bilden ein fein auf die Geländeformen abgestimmtes Netzgefüge mit unverwechselbarem Erscheinungsbild. Die einzelnen Terrassen sind durch Wasserstaffeln verbunden, die zu jahrhundertealten, mit Natursteinen gepflasterten Weinbergwegen führen, die von der Talsohle aus in die Höhe steigen. Auf den Rebgrundstücken findet man noch Weinberghäuschen und in den Berg gegrabene Keller, in denen die Weingärtner früher ihre Gerätschaften aufbewahrten. Zwischen den teilweise noch einzeln an Pfählen gezogenen Rebstöcken und am Wegrand blüht es bereits im Spätwinter, sogar Zauneidechsen kann man schon vorbeihuschen sehen.

Doch die Idylle trügt: Seit Jahren wird um den Ailenberg erbittert gerungen. Wenn es nach den ortsansässigen Weingärtnern ginge, wären auch am Ailenberg schon längst Planierraupen angerückt und hätten die alten, nur mühsam und zeitraubend zu bewirtschaftenden Hangterrassen im Zuge einer Rebflurbereinigung beseitigt. Die Naturschutzverbände lehnen jedoch eine so geartete Flurbereinigung ab und schlagen statt dessen technische und finan-

zielle Bewirtschaftungshilfen für die betroffenen Weingärtner vor. Der Konflikt um den Ailenberg wirft ein Schlaglicht auf die Situation des Natur-, Landschafts- und Denkmalschutzes in unserem Land.

Kultstätte und alamannischer Fürstensitz

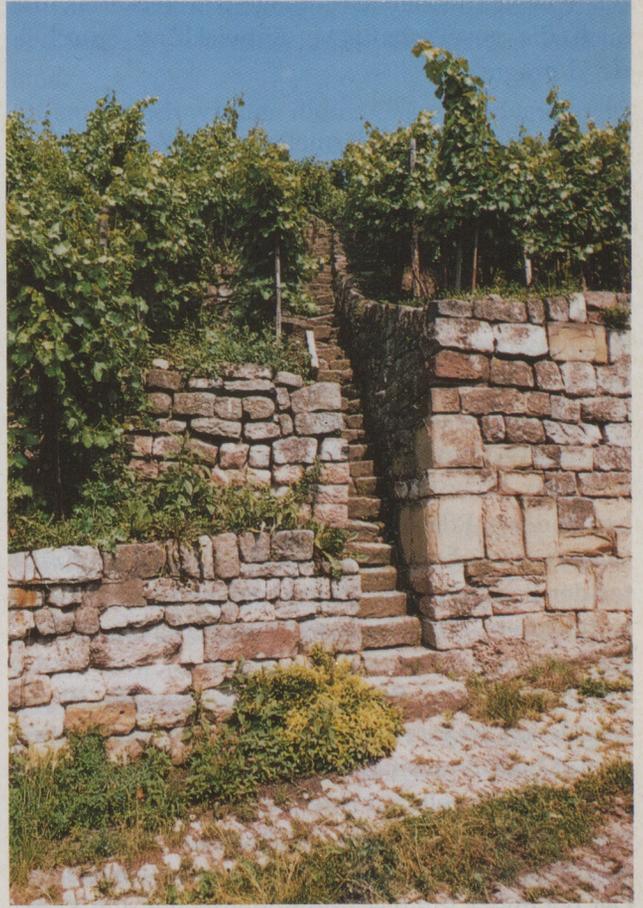
Der Ailenberg hat offenbar schon früh die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. In die vorchristliche Zeit verweisen Sagen, die sich um den Ailenberg ranken: Da ist der *Schlurger*, der gute Lokalegeist des Ailenbergs, der an Donar, den flurensegnenden Gewittergott der Germanen, erinnert; der Schlurger soll im Frühling guter Weinjahre auftreten. Nach einer anderen Sage soll das «Wilde Heer», der Zug des germanischen Schlachtengottes Wodan, seinen Weg vom Neckartal über den Ailenberg hoch zum Schurwald nehmen.

Aus dem 5. Jahrhundert stammt ein alamannisches Grab, das 1852 auf der Kuppe des Ailenbergs entdeckt wurde. Die außerordentlich kostbare Ausführung der dortigen Funde läßt schließen, daß hier ein alamannischer Hochadeliger mit wohl historischer Bedeutung begraben wurde. War der Ailenberg also in alamannischer Zeit ein regionales Machtzentrum, trug er etwa eine Kultstätte, wie manche meinen? Darauf deutet auch eine Wallfahrtskapelle hin, die im Mittelalter auf dem Berg gestanden haben soll. Das Türmchen, das heute den Gipfel des Ailenbergs markiert, ist historisch faßbar. Es wurde 1574 auf Geheiß des Esslinger Stadtamtmanns Joß Burkhardt als *Lustheußlin* erbaut.

Der Ailenberg selbst ist urkundlich zum ersten Mal im Jahr 1297 unter dem Namen *Ölberg* bezeugt. Schon 1279 wird das benachbarte, am Hangfuß über Obertürkheim gelegene Gewann Altenberg erwähnt, früher noch als der Ortsname von Obertürkheim. Der Weinbau hatte damals gerade, ausgehend von ebeneren Lagen, an den Steilhängen Platz gegriffen. Die Grundlage des heutigen sinnreichen Systems von Weinbergwegen, Terrassenmauern, Mauerwangen und Staffeln dürfte also mindestens in jene Zeit zurückreichen.

Oben: Blick über das dicht bebaute Neckartal hinauf nach Esslingen-Rüdern und zur Katharinenlinde; links der Ailenberg mit dem Turm, rechts die flurbereinigte Lage Röder.

Unten links: Feigenkaktus am Ailenberg, unten rechts eine Weinbergstaffel am Mäderweg.



Das Mauerwerk und die einzelnen Terrassen selbst waren in den zurückliegenden Jahrhunderten stetiger Veränderung unterworfen, denn die dem Bergdruck, dem Frost und der Erosion ausgesetzten Mauern müssen immer wieder ausgebessert werden. Umwälzende Eingriffe dürften dabei nicht stattgefunden haben. Im Jahre 1450 ließ jedoch Graf Ulrich von Württemberg im Verlauf des Großen Städtekriegs am *Olenberg*, der damals wie heute zum größten Teil zur Freien Reichsstadt Esslingen gehörte, *die Stützmauern der Weinberge niederreißen und die Reben verbrennen*.

Dieses Datum bedeutet auch eine Zäsur in der Esslinger Stadtgeschichte, denn damals hatte der Weinbau eine fast existentielle Bedeutung für die Stadt. Und nicht nur für diese: Auch viele andere kleinere und größere Städte im ehemals großen Verbreitungsgebiet des Weinbaus hätten sich nicht über eine Siedlung mit Dorfcharakter hinaus entwickelt, wenn nicht durch die Notwendigkeit zur Kelterung, Lagerung und zum Handel mit Wein typisch urbane Merkmale wie Handwerksdienstleistungen und Kapitalkonzentration gefördert worden wären.

Der Ailenberg hat im Mittelalter kaum anders ausgesehen als bis vor einigen Jahren. Es ist somit ein Denkmal einer über eintausend Jahre alten Weinbautradition, der jahrhundertlang unverzichtbaren wirtschaftlichen Grundlage im Neckartal, die auch die gesellschaftliche Entwicklung entscheidend prägte.

289 Pflanzenarten – Wärmeliebende Weinbergflora

Der Ailenberg beherbergt jedoch noch weitere Zeugnisse jahrhundertlangen Weinbaus. Die Kontinuität der Bodenverhältnisse, der Bewirtschaftung, die hohe Sonneneinstrahlung und besondere Temperaturverhältnisse haben dazu geführt, daß sich eine Auswahl von Pflanzenarten eingefunden hat, deren Wachstumsansprüche den speziellen Standortbedingungen des Weinbergs entgegenkommen. So entdeckt man auch am Ailenberg neben anderen Pflanzen eine typische Vergesellschaftung wärmeliebender Hackfrucht-Unkräuter, Kräuter der Schuttflächen, kulturbegleitender und kulturflüchtiger Pflanzen sowie von Felsspaltenpflanzen.

Charakteristische Pflanzen sind etwa der Weinbergslauch (*Allium vineale*), die Traubenhyazinthen (*Muscari racemosum* und *M. neglectum*), das einjährige Bingelkraut (*Mercurialis annua*), Mauerpfefferarten (*Sedum acre*, *S. album* und *S. reflexum*) und die Mauerraute (*Asplenium ruta – muraria*). Der botanisch Interessierte findet weiter den Kom-

paßlattich (*Lactuca serriola*), die Gänsemalve (*Malva neglecta*), die Mäusegerste (*Hordeum murinum*), die Pfeilkresse (*Cardaria draba*) und das Zymbelkraut (*Cymbalaria muralis*).

Insgesamt wurden im Rahmen einer Diplomarbeit auf sieben Hektar Weinbergsfläche am Ailenberg 289 Pflanzenarten gezählt, davon 47 Arten alter Heil- oder Gewürzkräuter, während in einem benachbarten, vor 17 Jahren flurbereinigten Weinberg auf dreißig Hektar Fläche lediglich 130 verschiedene Pflanzenarten wachsen. Wie die Ergebnisse der Bestandsaufnahmen erkennen lassen, ergibt sich die hohe Artenzahl am Ailenberg vor allem aus der Pflanzenvielfalt auf den Mauern, Staffeln, Wegsäumen und Brachflächen. Knapp die Hälfte des Pflanzenbestands am Ailenberg ist ausschließlich in diesen Randbiotopen zu finden, denen die flurbereinigte Fläche nichts Vergleichbares entgegensetzen hat.

Selbst wenn dort im Zuge der Flurbereinigung einige kleinere Flächen von der Planierung verschont geblieben wären, wie es heute in manchen Fällen geschieht, wären diese «Alibi-Biotope» nicht geeignet, einen vergleichbaren Pflanzenreichtum zu bewahren. Die Ergebnisse der Diplomarbeit sind eindeutig: Infolge einer Rebflurbereinigung verschwindet auf Dauer über die Hälfte der Weinbergflora, übrig bleiben die anpassungsfähigsten «Allerweltsarten».

Doch auch abgesehen von der Flurbereinigung sind viele Pflanzenarten durch intensivierete Bodenbearbeitung und Mineraldüngung, vor allem aber durch den Einsatz von Herbiziden gefährdet. Viele Stützmauern am Ailenberg werden von den Weingärtnern gar durch gezieltes Abspritzen «sauber» gehalten, um eine Lockerung des Mauerwerks durch den Pflanzenbewuchs von vornherein auszuschließen. So trifft man etwa die wie alle Farne und Moose gegen Spritzmittel besonders empfindlichen Mauerrautenarten (*Asplenium rutlamuraria* und *A. trichomanes*) nur noch sehr selten an. Man kann spekulieren, wieviele Arten hier bereits ausgerottet wurden. Vor 50 Jahren wurde in den benachbarten Untertürkheimer Weinbergen das Vorkommen der Wilden Tulpe (*Tulipa sylvestris*) notiert; heute ist sie dort verschollen. Der schöne Doldige Milchstern (*Ornithogalum umbellatum*) ist bereits seit 30 Jahren aus dem gesamten Neckargebiet verschwunden.

Naturnahe Kleinflächen garantieren biologische Vielfalt

Auf die Bedeutung naturnaher Kleinflächen in Weinbergen hat schon 1954 Otto Linck hingewie-

sen. Dies sind die Aktionszentren, von denen aus Eidechsen, viele Vögel, Insekten und Spinnen das Nahrungsangebot der Rebfläche nutzen. Nach einer neueren wissenschaftlichen Untersuchung wandern auch weniger bewegliche Tiere wie etwa kleine, bodenlebende Schnecken von naturnahen Flächen ein Stück weit in die intensiv genutzte Rebfläche ein. Dadurch kann dieses ökologische Teilsystem stabilisiert und Massenentwicklungen von Kulturschädlingen vorgebeugt werden. Die ökologischen Ausgleichsflächen müssen jedoch untereinander verbunden sein, da nur so die Kleintierfauna Wanderungen durchführen und somit gegenüber den jahreszeitlich stark schwankenden Lebensbedingungen auf der Rebfläche flexibel reagieren kann.

Der historische Weinberg mit seinem feingliedrigen Netzwerk von Mauerzügen, das verschiedene Landschaftsbestandteile wie etwa hohe Stützmauern, Brachflächen, Sträucher, Wegsäume und Waldränder miteinander verbindet, kommt also nicht nur dem ästhetischen Empfinden des Menschen entgegen. Er bietet auch gute Voraussetzungen für das Funktionieren selbstregulierender Mechanismen der Natur, auf die auch im Weinbau auf die Dauer nicht verzichtet werden kann.

So bedeutsam das mosaikartige Ineinandergreifen verschiedener Lebensraumtypen in jedem Weinberg ist, so wichtig ist die Verknüpfung ökologisch wertvoller Weinberglagen untereinander für den Fortbestand der charakteristischen Flora und der wärmeliebenden Fauna. Zusammen mit vielen Pflanzen sind nämlich auch ungezählte Tierarten durch die überall in der Landwirtschaft rollenden Intensivierungs-, Mineraldünger- und Spritzmittelwellen in isolierte Reliktareale zurückgedrängt worden. Neben der Mauereidechse (*Podarcis muralis*) sind nach Untersuchungen im bayerischen Franken besonders unter den in Weinbergen heimischen Schnecken und Ameisen viele Arten im Bestand gefährdet.

Ist das geschlossene Siedlungsgebiet einer Pflanzen- oder Tierart erst einmal in einzelne, inselhaft über das Land verteilte Vorkommen zerschnitten, dann droht – neben der Gefährdung durch großräumige Umweltbelastung und zufällige Ereignisse – unterhalb einer bestimmten Individuenzahl der schleichende Artentod durch Inzuchteffekte. Die «klassische» Kulturlandschaft enthielt aufgrund ihrer Mannigfaltigkeit, kleinräumigen Strukturierung und naturnahen Bewirtschaftung einen heute kaum noch vorstellbaren biologischen Reichtum. Heute gebietet deshalb unser Interesse an der Erhaltung der biologischen Vielfalt der Weinberge, durch die

Pflege der unersetzlichen Mauerweinberge und die Schaffung neuer Lebensräume den Versuch zu machen, wieder ein funktionsfähiges Verbundsystem trockenwarmer Biotope zu erreichen.

Konflikt zwischen Flurbereinigung und Naturschutz

Diesem Ziel steht vor allem die anhaltende Rebflurbereinigung entgegen. Einerseits durch direkte Vernichtung gefährdeter Pflanzen, wie Otto Linck sie in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT 1965/3 am Beispiel des letzten Standorts der Riemenzunge (*Himantoglossum hircinum*) im Unterland schilderte. Andererseits durch die Zerstörung des Lebensraums, der den verdrängten Arten jede Chance der Wiederausbreitung nimmt. In Baden-Württemberg sind seit 1954 ca. 60% aller Rebflächen flurbereinigt worden, nicht gerechnet die häufig durch die Weingärtner auf privater Basis durchgeführten Bereinigungen. Im Jahre 1972 forderte ein Vertreter der staatlichen Naturschutzbehörden einen *vernünftigen Ausgleich zwischen den Forderungen des Weinbaus und des Naturschutzes*, bei dem *die beiderseitigen öffentlichen Interessen und die hierfür aufgewandten Mittel sinnvoll miteinander abgewogen werden können*. Seit Ende 1976 schreibt der § 2 des Bundesnaturschutzgesetzes vor, daß *historische Kulturlandschaften und -landschaftsteile von besonders charakteristischer Eigenart zu erhalten sind*.

Offensichtlich wurden dieses Gesetz und andere in der Folge mit ähnlicher Zielsetzung verfügte Vorschriften, Erlasse und Gesetze nicht ausreichend in die Praxis umgesetzt. Wie hätten sonst etwa im Jahre 1982 bei der Rebflurbereinigung des Lenzenbergs, der dem Ailenberg auf der anderen Seite des Neckartales gegenüberliegt, die vorher vorhandenen ökologisch wirksamen Kleinbiotope zu über 97% beseitigt werden können?

Rebflurbereinigung – noch ökonomisch vertretbar?

Angesichts solcher Erfahrungen im Umgang mit der Landschaft vor dem Hintergrund sich füllender «Roter Listen» gefährdeter Tier- und Pflanzenarten scheint die Zeit der tragbaren Kompromisse zwischen dem Naturschutz und der Rebflurbereinigung endgültig vorüber zu sein. Aus diesem Grund setzen die Naturschutzverbände einer Rebflurbereinigung im Bereich des Ailenbergs erheblichen Widerstand gegenüber.

Gegen eine Flurbereinigung sprechen hier zusätzlich auch weinbauliche Aspekte, die die Weinqualität, die Ertragsicherheit in Trockenjahren, die ver-

stärkte Bodenerosion sowie die Gefahr von Hangrutschungen betreffen. Ein weiteres entscheidendes Argument ist die finanzielle Kosten-Nutzen-Bilanz: Für die Bereinigung von 13,5 Hektar Reb Gelände sollte ursprünglich nach offiziellen Angaben ein Betrag von etwa 6 Millionen DM aufgewendet werden, der aber in der Praxis dann wohl die 10-Millionen-Grenze erreicht hätte.

Nach jahrelangen harten Auseinandersetzungen zwischen den Grundbesitzern und den privaten und amtlichen Naturschützern verkündete der Stuttgarter Regierungspräsident Dr. Manfred Bulling im Juli 1985 eine Kompromißlösung: Die talwärts gerichtete Schauseite des Ailenbergs soll erhalten bleiben, abgesehen von einem historischen Weinbergweg, der mit Hilfe von betonierten Mauern verbreitert würde. In den rückwärtigen Teilen des Ailenberggebiets sollen allerdings zehn Hektar Reb Gelände planiert werden, darunter der größte Teil des siebenhundert Jahre alten Reb gewanns «Altenberg» und mit ihm der «Mäderweg», eine von Natursteinmauern und seltenen Pflanzen gesäumte Weinbergsteige, die von Stuttgart-Obertürkheim nach Esslingen-Rüdern führt.

Die flächenbezogenen Verfahrenskosten sind dabei weiter in die Höhe gestiegen. Der Bund für Umwelt und Naturschutz hält nun tatsächliche Umlegungskosten von 800 000 DM pro Hektar für wahrscheinlich, die zu etwa 80% von der öffentlichen Hand aufgebracht werden müßten.

Würde man diese Summe statt dessen auf dem Kapitalmarkt anlegen, so könnten die Weingärtner aus dem Zinsgewinn jährlich zusätzlich den gleichen Betrag erhalten, den sie bisher schon auf einem Hektar Reb Gelände nach einjähriger Arbeit im Traubenverkauf erzielen. Finanziell wären die Weingärtner bei dieser Möglichkeit also erheblich besser gestellt als nach der tatsächlichen Umlegung des Gebiets. Man erkennt: Eine Flurbereinigung im Bereich des Ailenbergs wäre ein schwäbischer Schildbürgerstreich, ausgetragen auf dem Rücken der Natur und der Allgemeinheit.

Trendwende? In den Weinbergen Frankens seit drei Jahren keine Flurbereinigung mehr

Im bayerischen Franken, wo es ähnlich wie in Württemberg aufgebaute Weinberge gibt, hat man aus dieser paradoxen Situation die Konsequenz gezogen und seit 1985 keine neue Rebflurbereinigung mehr angeordnet. Außerdem wurden alle noch nicht bereinigten Weinberge Frankens erfaßt und floristisch kartiert. Landschaftsästhetisch oder ökologisch wertvolle Lagen sollen dort als Schutzge-

biete ausgewiesen werden und fortan unter Beachtung ausgearbeiteter Entwicklungsgrundsätze weiter genutzt und gepflegt werden.

Auch in Baden-Württemberg sollte mit der ökonomisch sinnlosen und ökologisch verheerenden Rebflurbereinigung Schluß gemacht werden. Mit einem Teil der freiwerdenden Mittel könnten in den Weinbergen gezielt Trockenbiotope wiederhergestellt werden, um wieder ein Biotopverbundsystem zu knüpfen. Hier besteht ein dringender Nachholbedarf.

Auf der anderen Seite erbringen Weingärtner eine nicht gering zu schätzende Leistung auf dem Gebiet des Landschafts- und Denkmalschutzes, wenn sie historische Weinberge weiter bewirtschaften. Sie sollten dafür direkte Zuwendungen aus Mitteln der Landschaftspflege erhalten können unter der Bedingung, das Mauerwerk auf herkömmliche Weise intakt zu erhalten und ihre Rebgrundstücke auf möglichst schonende Weise zu bearbeiten, etwa auch mit biologischen Methoden oder mit den Mitteln des integrierten Pflanzenschutzes. Hier ist die Regierung gefordert, ihren agrarpolitischen Ankündigungen, die Landwirtschaft vom stetigen Zwang zur Mehrproduktion entlasten zu wollen, Taten folgen zu lassen. Nur auf diese Weise kann der Nutzungsdruck auf die freie Landschaft spürbar verringert werden.

Bereits heute erhalten Weingärtner über das sogenannte «Steillagenprogramm» finanzielle Beihilfen zum Bau von Einschienbahnen, die die am Weinberg anfallenden Transportarbeiten wesentlich erleichtern. Berücksichtigt man außerdem die indirekten Subventionen über die EG-Marktordnung, erscheint diese weitere Verdienstmöglichkeit direkt aus der Staatskasse gar nicht so umwälzend und abschreckend, wie Weingärtner diese oft sehen.

Sie verkennen außerdem, daß auch in der Vergangenheit sich gesellschaftlich-wirtschaftliche Veränderungen unmittelbar auf den Weinbau ausgewirkt haben; man denke nur an dessen gewaltige Schrumpfung in den letzten drei Jahrhunderten. Der Weinbau ist ein stark in Natur und Landschaft eingreifender Wirtschaftszweig. Warum soll er in einer ökologischen Krisenzeit nicht Vorreiter sein auf dem unumgänglichen Weg zu einer dauerhaften, umweltverträglichen Landwirtschaft?

Es bleibt zu hoffen, daß der Ailenberg im Zuge dieser bereits einsetzenden Entwicklung noch aus der Schlinge befreit werden kann, die sich mit der drohenden Flurbereinigung um ihn gelegt hat, denn nur eingebettet in ein intaktes Umland wird er seine landschaftliche, biologische und historische Identität auch in Zukunft bewahren können.



Linke Bildreihe von oben nach unten: Zauneidechse am Ailenberg; der mehr als dreihundert Jahre alte Mäderweg im Gewann Altenberg, im Hintergrund Stuttgart-Obertürkheim mit der Petruskirche; Traubenhyazinthen.

Rechte Bildreihe von oben nach unten: Scharfer Mauerpfeffer am Mäderweg; schon zeitig im Jahr erscheint die Feuerwanze am Ailenberg; noch ein Stück des Mäderwegs, rechts die Kuppe des Ailenbergs samt Turm.

Literatur

- BAYERISCHES LANDESAMT für Umweltschutz: Die Weinberge Frankens. Heft 62 der Schriftenreihe, München 1985
 LINCK, O.: Der Weinberg als Lebensraum. Öhringen 1954
 RATHFELDER, O.: Der Weinbau aus der Sicht des Naturschutzes und der Landschaftspflege. SCHWÄBISCHE HEIMAT 1972/4
 SCHWAB, H.: Die Auswirkungen der Rebflurbereinigung und Humuswirtschaft auf Vegetation, Bodenabtrag und Regenwurmpopulationen der Keuper-Weinberge im Raum Stuttgart. Univ. Hohenheim 1986

Seminarist in Blaubeuren in den Jahren 1911 bis 1913

Paul Wanner

Den zwei Jahren Maulbronn* folgten die zwei Jahre bis zum Abitur in Blaubeuren. Aber erst kamen die Sommerferien. Sechs Wochen der Freiheit!

Wandern? Ich war allein. Mit keinem Kameraden hatte ich etwas verabredet; alle gingen sie ihre eigenen Wege, verstreut im Land. Ich hatte immer nur Antriebe von außen bekommen. Der Stundenplan, die Schulaufgaben hatten mein Leben bestimmt und würden es auch fernerhin tun.

Es verlangte mich sehr, mich weiterhin im Dichterschen zu versuchen. Aber ich hatte keine Ahnung, was dazu an Erleben erst geschehen müsse, an Austausch, an Selbstkritik, damit aus dem Hungerbrünlein meiner Versuche ein Strom würde, der andere mitriß. Auch war ich übervoll von Schiller, epigonenhaft festgelegt. Eine Ahnung von der «Moderne» hatte ich ja, aber mir fehlten die Bücher, die Theaterbesuche. So ließ ich im Bewußtsein meiner Unreife alles Begonnene stecken. Ebenso fehlte mir das Rüstzeug für Wissenschaft; die Schulbücher geboten immer nur Auswendiglernen, – Wiederholen, was andere Menschen früherer Zeiten gelebt und geschrieben hatten. Eine an sich gute Allgemeinbildung ließ spezifische eigene Kräfte nicht aufkommen.

Blautopf und Ruckenberg

So geriet ich in eine Orgie von Schachspielen, nach Büchern oder mit mir selbst, dermaßen, daß ich einmal nachts an einer Geistererscheinung erwachte, die im weißen Gewand in der Tür stand und drohend den Arm hob. Was ich damals versäumte und in meinem Gehirn verdarb, habe ich, bei immer neuen Rückfällen bis ins hohe Alter, nie mehr ganz hereingeholt. Was ich gewann, war eine zweifelhafte Steigerung des Kämpferischen und das Spiel mit rein formaler Logik, ohne Farbe und Seele.

Meine Mutter schalt, vergebens. Sie war es ja, in deren unruhigem Haushalt ich keinen eigenen Platz hatte, keinen Lebensraum. Besuche von Kameraden waren unerwünscht.

So kam ich mit heißem Kopf und vertrocknetem Gefühl nach Blaubeuren, zu ausgeruhten oder im Schulstoff trainierten Kameraden.

Eine zehn Jahre ältere Kusine väterlicherseits, mir noch unbekannt, half mir beim Einstand. Ich sah

nicht nur äußerlich an ihr hinauf; in den paar Stunden unseres Zusammenseins lernte ich mehr im Benehmen als sonst in Jahren. Ich war kein Bub mehr, aber eben darum befangen vor fremden Frauen, gewohnt, Wünsche zu unterdrücken. Sie schied mit der Einladung, ihre Familie in Ulm zu besuchen. Ich traf sie dann aber nicht mehr an; sie hatte sich irgendwo dem Dienst an notleidenden Dorfkindern bis zur Selbstaufopferung hingegeben.

Von der Landschaft hätte ich begeistert sein müssen. Sie war weit geräumiger und kontrastreicher als die etwas eintönige und kleinkarierte von Maulbronn. Gleich hinter den alten Klosterbauten, in denen wir wohnten und lernten, lag der *Blautopf*, der wunderbare, tiefblaue Quellsee des Blauflüßchens, den uns Mörikes Märchen von der schönen Lau traumhaft verklärte. Zum Schwimmen war er zu kalt; es war mit gutem Grund verboten, die Blau zu seicht; der «tiefe See» von Maulbronn fehlte uns sehr.

Ringsum Berge mit Felsen, ein Paradies für Kletterer, zu denen ich nicht gehörte. Inmitten der kreisförmigen Talmulde der «Ruckenberg» mit seinen Abstürzen; zu seinen Füßen das Städtchen, größer und organischer gewachsen als Maulbronn. Aber mir blieb es fremd; wir Seminaristen waren zu isoliert.

Neue Lehrer: trocken und pedantisch?

Die Lehrer sagten mir zumeist wenig zu; in Wahrheit hatte ich Heimweh nach den beiden Maulbronner Repetenten, die wie Freunde gewesen waren. Die neuen schienen mir pedantisch und trocken, hielten Abstand. Einer von ihnen ließ einmal meinen Hohenloher Freund, der sich auf eine witzige Weise gegen die Hausordnung vergangen hatte, auf seinem Zimmer eine Art Strafturnen machen, was ich ihm entsetzlich verübelte. Dem Freund machte ich Vorwürfe, daß er es nicht verweigert habe; er erwiderte mir, es habe ihm nicht das Geringste ausgemacht und sei morgen vergessen. Ein Verweis wäre ins Zeugnis gekommen.

Der Direktor des Stuttgarter Gymnasiums, der uns seinerzeit beim Landexamen den Text der ersten Arbeit diktiert hatte, war mittlerweile Ephorus in Blaubeuren geworden. Er war laut und autoritativ, hatte, wie damals viele Lehrer, eine unnatürliche Stimmbildung: er bildete die Vokale tief hinten in der Kehle; er rührte sozusagen. In Klassik jeder Art

* Vgl. SCHWÄBISCHE HEIMAT 1985/3, S. 202 ff.



Aufnahme der Haupthalle des Dorments, des Schlaftrakts der Mönche, in Richtung Süden aus den 20er oder 30er Jahren; im Flur noch Kohlenkisten. Dieser Korridor wurde auch als Konzertraum und als Saal für Schulfeiern genutzt.

war er durch; die Moderne existierte für ihn nicht. Er meinte es grundgut, war aber von sich so überzeugt, daß ihm jeder Humor abging.

Er gab Aufsatz im alten Stil. Man mußte erst eine *Disposition* ausarbeiten und der Arbeit voranstellen: *Einleitung*, die in das Thema zu münden hatte; *Ausführung*, die mit Buchstaben und Zahlen unterzuteilen war; *Schluß* mit einer Pointe, die dem Thema allgemeinere Bedeutung gab. Ich half mir, indem ich die Disposition aus dem fertigen Aufsatz zog und sie auf dem Rand der Arbeit vermerkte. Die meisten Themen behandelte ich gleichnishaft oder mit einem Dialog. – *Ich solle meine Phantasie nicht so wuchern lassen* –.

Abweichende Ansicht schadete fast stets der Bewertung, auch bei den Repetenten, die die Hälfte der Aufsätze gaben, – ebenso meine schwer leserliche Handschrift, aus der der Kundige die Krise durch Überlastung und durch Entbehrung des Schönen hätte lesen können. Auch der Literaturunterricht war dazu angetan, mir die Freude an meinem Lieblingsfach zu schmälern. Der Stoff wurde, wohl schon auf Weisung des Lehrplans, nach dem Rezept

des alten Gervinus gewählt: Vor allem Klassiker, und dann nichts mehr. Lessings *Laokoon*, mir ohnehin zweifelhaft, wurde zu einem Marsch durch die Wüste, der Humor der *Minna von Barnhelm* säuerlich, ohne daß ich mich dem Bahnbrechenden dieses Werkes verschloß, und sehr verdarb ich es, als ich den Tellheim in einem Aufsatz über seinen Charakter einen Musterknaben nannte. Schlimm war auch Homer, dessen Schönheiten immer nur nach ausgiebiger Darlegung seiner Grammatik kurz gerühmt wurden.

Zwischen Fenster und Rouleau:
ein Streich ohne Folgen

Der Professor für Mathematik und neuere Sprachen, ohne Zweifel eine Potenz, aber überkritisch, wohl infolge von Krankheit, schied aus. Sein junger Stellvertreter gab nur eine kurze Gastrolle. Ihm habe ich manches zu danken, besonders bei einem leichtsinnigen Streich, der übel hätte ablaufen können. Einer von uns pflegte in den Pausen sich auf dem schmalen Außensims des hinteren Hörsaalfensters

halbliedend zu sonnen, fünf Meter über dem Erdboden des Klostergärtchens. Unerwartet früh kam eines Tags der Lehrer herein. Mich ritt der Teufel: ich schloß das Fenster, mein Hohenloher Freund ließ schnell den Rouleau herunter, der Unterricht begann. Mühsam unterdrücktes Kichern und Hinausplatzen der hinten Sitzenden, das sich verstärkte, als der Ausgeschlossene erst leise, dann immer dringlicher ans Fenster klopfte. Schließlich sah der dauernd gestörte Lehrer hin, wortlos, – das rundliche Schattenbild auf dem Rouleau zeigte, was los war. Schleunig ließ ich unseren Dicken herein, der Unterricht ging weiter. Da half nur die Bitte um Entschuldigung, die mir straflos gewährt wurde, aber diese Milde bewirkte mehr in mir als die strengste Strafe.

Der neue Professor kam. Er trug einen Christusbart und strömte über von Eifer und Verständnis. Beides gefiel uns nicht so recht. Er gab die theologischen Fächer: Glaubenslehre, nicht ganz einfach bei Sechzehn- bis Siebzehnjährigen, Altes Testament in Hebräisch, Neues in Griechisch, ferner Philosophie, dazu Stereometrie und Trigonometrie. Ich hatte eine meiner Anlage eigentlich nicht entsprechende Vorliebe für Mathematik und die Geheimnisse der Zahlen, besonders der Primzahlen, was mich viele Stunden kostete und meinen ohnehin überhitzten Kopf ausdörte. Von Maulbronn hatte ich eine unreife philosophische Besessenheit mitgebracht, die sich nun in unlösbare Fragen der Welterklärung verbiß. Ich malte mir aus, das Weltall, die Schöpfung, wie man damals sagte, existiere nur im Geist Gottes und werde unserem Geist von ihm suggeriert. Damit erklärte ich mir die mir unglaublichen Wunder. Besonders im Traum, dachte ich, finde diese Suggestion statt, und so gehe auch im Traum die Schöpfung weiter. Auch die Zeugung erklärte ich mir so.

Überforderung und Versuch des Ausstiegs

Neu war die famose Einrichtung von Studiennachmittagen: man konnte jeden Dienstag von 14 bis 19 Uhr studieren, was man wollte; man mußte nur das selbstgewählte Thema mit dem Fachlehrer besprechen und ihm nachher in einem zwanglosen Gespräch Rechenschaft ablegen. Ich schrieb einen Aufsatz über meine Schöpfungstheorie, die der Professor nachsichtig als denkbar mit mir besprach.

In Hebräisch machte ich ihm Kummer bis zum Abitur. Ich verabscheute es wegen der monotonen Grundform seiner Zeitwörter, denen sich mein sonst gutes Gedächtnis hartnäckig verweigerte.

Nachdem ich noch in einem Aufsatz über *berechtigten Egoismus* mein abstraktes Denken ausgerast

hatte, ergriff mich gegen dasselbe jäh ein unüberwindlicher Widerwille, der sich auf die ganze Art dieses Studiums junger Menschen ausdehnte.

Ich war bisher in Philosophie zusammen mit meinem rehägigen Stubengenossen der Antwort auf die Fragen des Professors gewesen; die übrigen hatten immer nur schweigend zugehört. Nun schwieg ich plötzlich von einer Stunde zur anderen. Oft sah der Professor nach einer Frage erwartend zu mir herüber, aber nie sprach er mich auf meine verweigernde Haltung an. Ich wurde widersetzlich, scharfte einmal mit den Füßen, weil er immer den Unterricht in die uns teuren Pausen hinein verlängerte; er ließ mich kommen und wies mich ernst, aber ohne jeden Unwillen und ohne Strafe zurecht, hielt auch künftig die Pausen ein. Aber ich hatte den schönen Kontakt mit ihm verloren. Nur die schriftlichen Arbeiten vernachlässigte ich nicht.

In den Fächern des Ephorus verhielt ich mich nun ebenso. Auch er ließ mich kommen und fragte mich nach den Gründen meines Nachlassens, weil ich im ersten Zeugnis um dreizehn Plätze hinuntergerutscht war. Ich antwortete kurz, ich fühle mich überfordert. Er gab mir ein Traktätchen über *Schulnot*; ein Schulmann schrieb darin Briefe ohne Antwort an einen Gymnasiasten, im Tone tiefenden Vertrauens, wobei er ihn als immer Reiferen ansprach. Wenigstens erfuhr ich darin Näheres über den Liebesakt, zum Glück ohne daß ich darum meine abwartende Haltung verlor.

Aber nun fing ich an zu rechnen: 34 Wochenstunden Unterricht, dazu 8^{1/2} für schriftliche Arbeiten Mittwoch und Samstag bis 19.30 Uhr, nicht gerechnet die Arbeitszeit vor und nach dem Unterricht, natürlich auch nicht das Turnen und den Sportnachmittag, aber ab und zu an einem Feiertag ein fünfständiger Aufsatz.

Ich fand, dies müsse auf die Dauer mein Dichtersches ruinieren, und schrieb meinem Vater, ich wolle aus dem Seminar heraus und nach Hall zurück. Mir schwebte dabei unter anderem der Umgang mit Mädchen vor, der sich für die Seminaristen auf einen sehnsüchtigen Blickwechsel mit einem hübschen gleichaltrigen Mädchen eines Hauses im Klosterhof beschränkte.

Mein Vater, der sich als Geschäftsmann hier inkompetent fühlte, konsultierte in Schwäbisch Hall den Missionar, Vater eines meiner Kameraden, und erhielt die Antwort, das seien so jugendliche Wandlungen, die man am besten nicht beachte. Mein Vater berichtete mir offen diesen Bescheid, mit dem ich mich abfand, nicht weil ich ihn für richtig hielt, sondern weil ich einsah, daß ich in Hall in einer lahmen, mir von früher her mißgünstigen

Klasse und in unserer jeder geistigen Arbeit abträglichen Wohnung aus dem Regen in die Traufe kommen würde. Auch hatte meine Mutter statt meiner jenen durchgefallenen Landexamenskandidaten die vier Jahre bis zum Abitur ins Haus aufgenommen, der umgänglicher und heiterer war als ich. Ich hatte das dumpfe Gefühl, eigentlich nirgends mehr daheim zu sein.

Lektüre der Dramen und Rolle als die «Wand»

Ich nahm mir vor, fortan mein Leben auf Dichtung zu stellen. Die Studiennachmittage waren dazu wie geschaffen.

In Literatur beriet mich ein neuer toleranter Repeitent. Als erste Arbeit wählte ich Shakespeares *Hamlet*. Er kam mir zunächst etwas abenteuerlich vor; ich kam mit der sprunghaften Handlung nicht zurecht, die Geistergeschichte war mir zu billig, der Wahnsinn Ophelias künstlich-theatralisch, verglichen mit den geistig Gestörten des Haller Spitals, die weit weniger poetisch auftraten. Aber der unerhörte

Reichtum der Sprache ging mir schon in der Übersetzung der Romantiker wie Honig ein, ebenso die Treffsicherheit der Menschenzeichnung und die Unbefangenheit, mit der hier Tragik und Komik abwechselten. War ich in so manchem ein Spätentwickler, – hier glaubte ich, alles auf den ersten Blick zu verstehen. Ich las einige Lustspiele von ihm, vermaß mich, Schwächen zu sehen, etwa in den *Lustigen Weibern von Windsor* oder in der *Zähmung der Widerspenstigen*, fand in *Was ihr wollt* den Narren und besonders sein Schlußgedicht überhaupt nichts wert und kam doch nicht los von dieser Welt gesteigerten Lebens. Vielleicht war es der Instinkt der Selbstbehauptung gegen eine routinierte Genialität, deren Menschen mir zu sehr die Kreaturen ihres Schöpfers schienen. Aber es ging mir ein Licht auf, was auf der Bühne alles zu machen sei.

Dann las ich *Faust I. Teil*. Nicht wie es sich gehört, von vorne bis hinten. Der schön gedruckte Text aus der Schülerbibliothek war sehr begehrt; man mußte sich beeilen. Ich überflog die Monologe und die Paktszene und geriet in die Gretchenhandlung hinein, die mich gänzlich umwarf. Nicht nur durch ihre zerschmetternde Tragik, sondern durch den Zauber

Ein Bild des Blaubeurer Klosterhofs aus der Zeit vor 1900 mit Dachziegeln und Baumstämmen. Hinter der Fensterreihe im ersten Stock die Zimmer der Seminaristen. Ganz rechts der Hörsaal. Über dem Dach der Glasfelsen.



einer wie vom Himmel gefallenem Sprache. Ich zweifelte, je etwas Gleichwertiges machen zu können – denn ich hatte mir angewöhnt, bei jedem dramatischen Text mich so zu fragen – und beklagte dies in einem langen Gedicht, das mich etwas tröstete, weil nun doch etwas Eigenes entstanden war.

Faust II. Teil ließ ich mir durch die Parodie von Friedrich Theodor Vischer verderben. Ich übernahm das damals gängige Urteil über das «schwache Alterswerk» mit dem «starken V. Akt», ohne eine Ahnung von dessen Doppelbödigkeit auch in den Schlußszenen, in denen ich nur die Gestalt Jesu schmerzlich vermißte.

Diesen Standardwerken wich ich aus in einem dramatischen Versuch, der einem dem Suff verfallenen Handwerker galt und mir in einem Naturalismus banalster Art versandete. Bestärkt hatte mich darin ein Lustspiel des alten Römers Plautus, in welchem ein versumpfter junger Mann, in einem Liebeshandel von seinem pffiffigen Sklaven unterstützt, den gleichfalls verliebten Vater nasführt. Der zweite Professor, der uns lateinische Dichtung vermittelte, sprach das Stück mit mir durch. Ohne seine Hilfe hätte ich weder Sprache noch Komik dieser etwas ordinären Gassendichtung verstanden. Dieser Mann, den ich wegen seiner heiser gequetschten Stimme und seiner kleinen Witzchen im Unterricht weit unterschätzt hatte, offenbarte dabei einen Humor und eine befreiende Unbefangenheit, die mich eine von allem Lehrerhaften weit entfernten Privatexistenz ahnen ließ. Ich fühlte mich ganz einfach blamiert, kam mir schülerhaft vor.

Diese heilsame Einsicht ließ mich eine mir schmerzliche Unfreundlichkeit der literarisch interessierten Klassenelite widerspruchslos ertragen. Sie übergang mich, dem Deklamation und Theaterspiel zum Höchsten gehörte, bei der Spielerauswahl für ein patriotisches Drama *Kolberg*, dessen Mißerfolg mir denn auch wenig Kummer bereitete. Man holte mich dann wieder zu dem Rüpelspiel aus Shakespeares *Sommernachtstraum* für die Rolle der Wand, die die Verliebten trennt. Sie war mir widerlich wie das ganze, das Volk als dackelhaft darstellende Rüpelspiel. Damit endete leider mein literarischer Kontakt mit dem Prälatensohn.

Dann las ich Friedrich Hebbels Dramen und Tagebücher und verfiel ihm für längere Zeit. Ich hielt ihn für «größer» als meinen geliebten Schiller, was mir unsäglich wehe tat, und habe mich lange nicht von seiner rechthaberischen Starre befreien können.

Als das Überangebot von Klassikern und Nachklassikern mir über dem Kopf zusammenschlug, fand ich einen Weg zur Gegenwartsdichtung. Die damals



Seminaristen auf dem Glasfelsen oberhalb von Blaubeuren.

führende Zeitschrift *Kunstwart und Kulturwart* von Ferdinand Avenarius half mir dabei. Ich fand darin hohes Lob der Dramen von Gerhart Hauptmann, besonders seiner *Weber*. Ich ließ mir den Text von meinen Eltern schenken und las ihn mit heißem Gesicht. Da war keine Brücke zu den «Großen»; lebendige Gegenwart der «Kleinen» war herzerreißend dargestellt. Das konservative Bürgertum war empört, der Kaiser hatte seine Loge in der das Stück aufführenden Bühne gekündigt. Mir war dieser Riß in unserem Land schrecklich, nicht wegen des Kaisers, aber wegen des Kaisertums. Die Wahlniederlage der Rechten Januar 1912, von vielen Seminaristen feurig begrüßt, schien mir der Anfang vom Ende. Aber hier spürte ich ein «brennendes Recht» über allen Parteigungen; dieses Stück riß jenseits aller Klassik ein Tor auf.

Arisch-germanische Rasse und Gestalten der Bibel im Widerstreit

Mit ein paar Kameraden gründete ich einen «Literaturclub». Wir lasen in einem Zimmerchen für Musikübungen Ibsen mit verteilten Rollen – Gerhart Hauptmanns Sprache erwies sich als zu schwierig für uns –, besonders *Gespensster*. Der unverschuldete Untergang der hilflosen Hauptfigur durch ererbte Lues, von Anbeginn sicher, wirkte erstickend auf

mein Lebensgefühl; ich sträubte mich gegen dieses «Matt in drei Zügen», ohne Besseres zu wissen. Von da blieb mir eine Scheu vor jeder wehrlos erlittenen ausweglosen Tragik; zum erfolgreichen Katastrophendichter blieb ich bis heute verdorben.

Aber mit der «reinen Dichtung» war es zunächst vorbei. Aus ihr riß mich für Monate das Buch *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* von dem Engländer Houston Stewart Chamberlain, dem Schwiegersohn Richard Wagners, mit seiner Hypothese, daß das Arisch-Germanische die Höchsterscheinung des Rassischen sei, die tragende Schicht aller hohen Kultur der Neuzeit.

Zu meinem Hohenloher und mir hatte sich als Dritter im Bund ein Missionarssohn gesellt. Mein Erzfreund, mit seiner körperlichen Erscheinung geradezu das Modell dieser Konstruktion, behielt seine gelassene Objektivität. Mir, in den körperlichen Merkmalen ihm ähnlich, klang dieser Galimathias zwar schmeichelhaft, aber die doch stark südländisch geprägte Gestalt Goethes und die Fremdlosigkeit vieler anderer Höchstrangiger genügte zu meiner Ernüchterung, ganz abgesehen von den Gestalten der Bibel, auf die sich doch unser Bildungsgang gründete.

Unser brünetter Freund, leidenschaftlicher Lebensreformer, erlag diesem Sirenenbesang gänzlich, zu dem seine liebevolle, gastliche Art so gar nicht paßte. Er pflegte mich zu einem für ihn hoffnungslosen

Sonntagsausfahrt mit der Kutsche, gelenkt vom Seminarist Mühlhäuser, Sohn des Müllers von Blaubeuren. In der Chaise: die beiden Schwestern von Mühlhäuser und einige Seminaristen.



Schachkampf einzuladen, bei dem ich bis zu drei Gläsern gesüßten Tee vertilgte, was mich einmal morgens, bei der großen Frequenz der Gelegenheit, in große Bedrängnis durch eine Lähmung des Wasserlassens brachte, die viele Stunden währte. Am Schluß einer solchen Abendsitzung verstieg er sich einmal soweit, daß er jeden Kameraden nach seiner rassischen Körperlichkeit bewertete. Ich gab die Diskussion auf, spürte aber zu meiner Bestürzung ein Erkalten meiner Neigung.

Nach längeren Verschweigen bat ich unseren gemeinsamen Freund, er möge ihm mitteilen, ich könne unsere Freundschaft nicht mehr fortsetzen und möchte den Verkehr abbrechen. Das war eine Roheit; wie er sie aufnahm, beschämte mich. Er ließ mir sagen, warum denn ganz abbrechen? Wir könnten doch gute Kameraden bleiben. Ich stimmte freudig erleichtert zu und habe es nicht bereut, auch nicht, als sein Reformeifer ihn zu einer rein pflanzlichen Ernährungsweise anregte, von der er sich Lösung gewisser pubertären Bedrängnisse versprach. Ein entsprechendes Gesuch, die dazu nötigen Vorräte anlegen zu dürfen, angesichts der Gemeinschaftskost völlig illusionär, lehnte der Ephorus erwartungsgemäß ab. Immerhin geriet ich nun auch auf asketische Bahnen. Ich litt infolge einer Entzündung der Magendrüsen an starkem Sodbrennen und suchte dieses durch Fasten zu lindern, indem ich je eine Mahlzeit des Tages wegließ, merkte aber bald ein Nachlassen meiner Lebenskraft, im besonderen meiner sportlichen Leistungen. Ich hatte mir gleich zu Beginn der Blaubeurener Zeit vorgenommen, nicht mehr der geringschätzig behandelte Zweitkleinste zu bleiben; da war Fasten närrisch. Tatsächlich, sei es ohnehin, sei es durch unablässige Streckübungen, stieg ich im Turnen um zehn Plätze auf, erreichte die Durchschnittslänge des damaligen deutschen Mannes und gewann auch erheblich an Körperkraft, was mir bei der viertägigen Klassenwanderung in der Zentralschweiz Anfang Juni 1912 sehr zugute kam.

Ausflug in die Schweiz:
die Marseillaise macht nachdenklich

Diese Fahrt war der Gipfel der ganzen Seminarzeit. Leider gingen achtzehn Kameraden nicht mit; ob wegen elterlichen Verbotes oder aus Lerneifer, blieb dunkel. Schon die an sich eintönige Zugfahrt bis Friedrichshafen war eine Orgie von Lustbarkeit; die neuen Repetenten taten wacker mit. Die Überfahrt in die Schweiz, dann das Näherkommen des Gebirges bis Luzern, die Dampferfahrt über den Vierwaldstättersee mit den traumhaften, immer neuen

Ausblicken, dann der Fußmarsch auf der Axenstrasse mit ihren Tunnels bis Flüelen; der Schlaf in weichen, weißen Betten. Anderntags das Schweizer Frühstück von damals, das uns das Mittagessen sparte, die Bahnfahrt durch das wunderbare Tal der Reuß mit den Kehrtunnels zwischen immer höheren Bergen bis Göschenen, von dort ein neunstündiger Fußmarsch über Andermatt bis zum Furkapaß, Rhonegletscher und Abstieg nach Gletsch, wo wir in einem noch nicht ganz fertigen Hotel unser Französisch anbrachten.

Früh heraus über zehn Kehren hinauf zum Grimselpaß, auf unseren »Wettermänteln« wie auf Schlitten ins Haslital abrutschend, nach abermals neun Stunden und einem Wolkenbruch in der Aareschlucht bis Meiringen, von dort im Zug, ausruhend, ins Hotel von Brünig. Waren wir schachmatt? Nur die Beine, die wir zu einem vierstündigen Weinabend unter den Wirtstisch steckten.

Im offenen Nebenraum saß eine Gruppe noch junger Schweizer, die zu unserem Erstaunen auf unsere schwäbischen und deutschen Lieder mit ebensolchen aufwarteten. Geschmeichelt taten wir unser Bestes, bis sie plötzlich mit der *Marseillaise* uns aus allen Wolken fallen ließen. Brausend konterten wir mit *Es braust ein Ruf wie Donnerhall*, aber wir hatten zu hoch angestimmt und blieben zum Höllengelächter unserer »Gegner« stecken. Da, nach unserem verbesserten *da capo*, zarte Versöhnungsklänge von nebenan: *Holdes Mädchen, sei nicht böse, . . . daß du nicht die einz'ge bist, die ich herzlich liebe*. Das war umwerfend geistreich und zurechtrückend. Uns war ihr Tell durch Schiller ein Unsriger, ihr Gottfried Keller, C. F. Meyer und mit seinem *Olympischen Frühling* Carl Spitteler galten uns wie deutsche Dichter, – da gehörten doch die Schweizer mit ihrer deutschen Hochsprache auch zu Deutschland? Die *Marseillaise* sprach Bände: »Eure reaktionären Fürsten, wir mit unseren französisch sprechenden Kantonen . . .«. Man schied wohlwollend neutral.

Am letzten Tag, nach einem totenähnlichen Schlaf, den wir im Zug fortsetzten, erlebten wir Luzern mit dem Blick auf den Pilatus und den Gletschermühlen, zuletzt Zürich, die kleine Weltstadt, mit dem ersten Eiskaffee unseres Lebens – für 20 Rappen – und verschliefen den größten Teil der langen Heimfahrt, unterbrochen durch die Zöllner, die sich an unseren leichtergewordenen Rucksäcken vergeblich abmühten. Der abendliche Bodensee mit ungeheuren Wolken, deren Ränder die Sonne vergoldete, und den geisterhaft weißlichen Firnen der Berge war der letzte große Eindruck. Lebenslang blieb mir die immer wieder erneuerte Liebe zu diesem Land und seinen Menschen.

Chronische Überforderung und seelisches Darben

Um so schmerzlicher spürte ich nun die Zwiespältigkeit, ja Zerrissenheit meines Seminarlebens. Nie konnte man sich in etwas verlieren. Die Lehrfächer mit dem schneckengleichen Vorrücken der Erkenntnisse und des Könnens, mit dem ständig kontrollierten Müssen, wo man doch so bereit war zur Begeisterung, die von den Zeugnisnoten vergiftet wurde, – das einseitig Männliche eines laut besprochenen Zusammenlebens, zu dem auch ich mit meiner Lebhaftigkeit beitrug, und vor allem die Überfülle der Anforderungen, denen ich mich oft jäh durch brütendes Nichtstun entzog, – kurz gesagt: die chronische Überforderung, bei der das Seelische darbt, erweckte in mir immer wieder ein Gefühl des Versagens, das übrigens auch bei meinem Freund zu Depressionen führte. Er hatte sich in das Studium griechischer Philosophen gestürzt, die schon von der Fremdsprache her nicht zu bewältigen waren. Ich geriet an Chamisso, seine liebenswerten Gedichte steckten mich mit ihrer Schwermut an; ich hielt sie für den Kern aller Dichtung. – An Eigenem machte ich nichts mehr als ein ebenfalls schwermütiges Märchen.

Nun warf ich Ballast ab, allerdings den falschen. Statt Hebräisch, das ja Pflichtfach war, gab ich freiwilliges Englisch auf, das ich in den vier Jahren eines jämmerlichen Hebräischstudiums perfekt hätte lernen können; aber fünf Fremdsprachen waren mir denn doch zuviel. In den klassischen alten Sprachen ließ ich fünf grade sein. Das bis zum Aberwitz formenreiche Altgriechisch schien mir für einen künftigen Theologen überflüssig; ihm könnte das sehr vereinfachte Griechisch des Neuen Testaments genügen. Gewissenhaft – leider – versagte ich mir »Schläuche«, d. h. verbotene Übersetzungen, die zu benutzen als anrüchtig galt. Statt durch sie eine mühelose Übersicht über enorme und bedeutende Literaturen zu gewinnen, war man auf etwa 20 Zeilen im Unterricht und 40 in den schriftlichen Arbeiten beschränkt, nicht gerechnet die Fehlerangst, mit der man den unbefangenen, lustvollen Umgang mit der fremden Sprache lähmt.

In Literatur, die ich auf eigene Faust betrieb, machte ich ermutigende Fortschritte, zumal im Drama. Im Lustspiel und in der Erzählung des 19. Jahrhunderts spürte ich dumpf die Unterlegenheit der Deutschen gegenüber den Franzosen, blieb aber bei der landläufigen Wertung »Volk der Dichter und Denker«, die höchstens für kurze Epochen stimmt.

Der Wahn von der mindestens qualitativen Überlegenheit »deutschen Wesens«, der sich auf alle Gebiete erstreckte, war in unseren herrschenden



Breiter Felsen und Glasfelsen, davor der Blaubeurer Klosterhof, aufgenommen um 1900. Von Bäumen verdeckt unter der Uhr der Eingang ins Seminar.

Schichten wie im Bürgertum fast allgemein. Er und der machthungrige Nationalismus sämtlicher Großmächte sind die Hauptursachen der Katastrophen ab 1914.

In einem Pflichtaufsatz über den «deutschen und französischen Nationalcharakter», den ich mit dem Satz begann: «Was wissen wir überhaupt von Frankreich?», stellte ich unsere Überlegenheit sehr in Frage, übernahm aber das Gerede von der «Dekadenz» der Franzosen mit dem Hinweis auf ihr «Zweikindersystem».

Frankreich hatte damals 40 Millionen Einwohner, Deutschland fast 70. Bei uns kamen alljährlich durch Geburtenüberschuß 600000 hinzu. Was heutzutage

als übergroße Belastung angesehen würde, hieß damals zukunftssträchtige Volkskraft. Auch uns Seminaristen war dies ein Dogma in den immer häufigeren Diskussionen über die sich verdüsternde Weltlage.

Deutschland muß Weltmacht werden

Dieses Wachstum war nur zu verkraften durch eine Expansion zunächst wirtschaftlicher Art, die aber politisch und militärisch geschützt werden mußte, was die anderen Mächte als bedrohlich empfanden. Diese Spannungen wurden verschärft durch das neue deutsche Programm: *Deutschland muß Welt-*

macht werden. Dies in einer schon fast ganz verteilten Welt, in welcher das in Europa eingekeilte Deutsche Reich nur schwache Stützpunkte hatte. Ich erinnere mich noch lebhaft der Bangigkeit, mit der ich das Buch von Paul Rohrbach las, welches mit dem verschleiernenden Titel *Der deutsche Gedanke in der Welt* dieses Weltmachtdenken anheizte. Großbritannien, das durch das Gefasel und Säbelgerassel des deutschen Kaisers beständig gereizt wurde, schien das eigentliche Hindernis für unsere Expansion. Durch den Bau einer möglichst starken Flotte, vor dem Bismarck bis zuletzt schärfstens gewarnt hatte, suchte man dieser wirklichen Weltmacht Zugeständnisse abzupressen. Die Betreiber dieses idiotischen Verhaltens übersahen vollständig, daß selbst der stärkste Ausbau unserer Flotte, der finanzielle Grenzen hatte, Großbritannien niemals bezwingen konnte, weil es im Notfall Frankreich und die USA auf seiner Seite gehabt hätte und dann auch hatte.

Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß weder ich noch meine Kameraden eine auch nur annähernde Vorstellung von der ungeheuren Macht hatten, die die beiden angelsächsischen Weltmächte aufbieten konnten, und daß unsere maßgebenden Politiker und Publizisten diese Unterschätzung teilten und förderten. Großbritannien hatte, um die Jahrhundertwende, den kleinen afrikanischen Burenstaat nur mit Mühe unterworfen. Witze über die britische Landmacht waren an der Tagesordnung. In Großbritannien gab es, wie in den USA, keine allgemeine Wehrpflicht. Man hielt es bei uns nicht für möglich, daß diese beiden Weltmächte in kurzer Zeit gewaltige Heere aufstellen könnten mit einer technischen Ausrüstung, die uns zermalmete.

Die USA, währte man, würden ohnehin neutral bleiben wegen der Deutschamerikaner, die in Wirklichkeit gar nichts machen konnten.

Die Aussichtslosigkeit des deutschen Strebens nach Weltmacht wurde verdoppelt durch das Bündnis Frankreichs mit Rußland. Frankreich war bereit, zwecks Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen mit jedem Gegner Deutschlands zusammenzugehen, und Rußland plante die Zertrümmerung und Beerbung unseres einzigen zuverlässigen Verbündeten Österreich-Ungarn, dessen Heer zu einem großen Teil aus österreichfeindlichen Slaven bestand.

Diese beiden Gefahrenkomplexe rannen zusammen; weder Großbritannien noch die USA waren gewillt, eine Niederlage Frankreichs zuzulassen, und die deutsche Führung, voran die des Heeres, währte, ein Sieg sei durch rasches Handeln doch möglich. Nur ein Einlenken Großbritanniens gegenüber konnte uns retten; aber wir hatten nur Fach-



Musikgruppe, Sänger und Instrumentalisten. Rechts vom Kontrabaß der Musiklehrer; drei Köpfe weiter nach rechts Paul Wanner. Ganz links der Hohenloher „Erzfreund“.

idioten, keine Staatsmänner. Selbst mit den größten Anfangserfolgen, selbst mit der völkerrechtswidrigen Besetzung Belgiens, deren Planung allgemein bekannt war, war eine schließliche Niederlage sicher, wie es denn auch kam und wie es ein zweites Mal Hitler erfahren mußte.

Alles dieses sahen nicht einmal die Verantwortlichen, die niemand zur Verantwortung zog, geschweige denn wir Seminaristen. Ich erinnere mich, daß es mir ab und zu gedämmert hat, z. B. an einem Abend auf meiner Stube, als wir, die europäische Karte vor uns, über einen russischen Krieg debattierten, bei dem unser Heer mit Leichtigkeit die russischen Ostseeprovinzen mit ihrer deutschen Oberschicht besetzen könne. Ich sagte: *Aber das wäre nicht mehr, als wenn man eine Sau mit einem Rüttel verhaut.*

Diese Diskussionen endeten mit dem vorletzten Schuljahr. Man fing an, sich auf das Abitur vorzubereiten, das «Konkurs» hieß, eine Konkurrenzprüfung, zu der noch beste Schüler aus den Gymnasien des Landes zu erwarten waren und deren Bestehen die Aufnahme ins Tübinger Stift mit kostenlosem Theologiestudium verhiess.

In den Ferien vor dem letzten Schuljahr erlebte ich zwei strahlende Augusttage auf dem väterlichen Hof meines Freundes. Er mußte sehr freundlich von mir erzählt haben; besonders seine Schwester, leibhaftiges weibliches Gegenbild von ihm, verwöhnte mich und war mit uns auf allen Gängen. Ich lief her-

um wie im Traum, und als ich schied, war mir wie dem Mann im Märchen, der die erlösende Frage nicht gestellt hat. Aber sie war zwei Jahre älter als ich, und ich war noch nichts, wußte nicht einmal, was ich werden wollte. Ihm habe ich nie von ihr gesprochen; ich fürchtete ein Nein. Unser Dritter im Bund verehrte sie abgöttisch und schrieb mir noch in die Kriegsgefangenschaft von ihrer Pflege Verwundeter, schickte mir Rousseaus *Bekenntnisse*, die mir der französische Dolmetscher mit Stolz aushändigte; ich las sie im winterlichen Zelt wie eine Botschaft aus einer besseren Welt. Er fiel, ehe mein Dank ihn erreichte, und als ich nach fünf Jahren heimkehrte, war auch sie, die Schöne, herrlich Gesunde, nicht mehr am Leben.

Der Musikschriftsteller August Halm besucht die Abschlußklasse

Das letzte Seminarjahr in Blaubeuren erlebte ich in einer gewissen Isolierung. Der literarische Klub löste sich auf; die Kameraden, einzeln oder in kleinen Gruppen, büffelten, und antworteten einsilbig, wenn ich auf meinen Rundgängen durch die Stuben sie neckte. Unser Dreibund hielt zusammen; unsere Sonntagswanderungen auf der Alb mit Most und Honigbrot im Landgasthaus sind mir unvergeßlich. Wir warfen alle Sorgen ab, verteilten die Welt, malten uns aus, wie wir nach dem Militärdienst uns treffen wollten. Theologe wolle ich nicht werden, sagte ich, aber vielleicht Lehrer in Literatur und Geschichte; in den Ferien würde ich dann schreiben wie ein Besessener. Einmal erschlugen wir unterwegs, mit schlechtem Gewissen, eine Kreuzotter.

Ein Strahl aus einer höheren Welt war mir der Besuch des Komponisten und genialen Musikschriftstellers *August Halm*, den unser liebenswerter Musiklehrer hergezaubert hatte. Er war sich nicht zu gut, uns regelrechte Lehrstunden zu geben über seine Auffassung von dem höheren Rang der polyphonen altklassischen Musik vor der späteren unserer großen Klassiker. Er spielte uns Beispiele auf dem Klavier vor, auch von Richard Wagner, und beantwortete geduldig unsere nicht immer geistreichen Fragen. Ich hörte nur zu, verehrte ihn viel zu sehr, als daß ich an ihn heranzutreten wagte. Er war ein großer, selbstloser Lehrer und Mensch.

Die kirchlichen Feste behielten trotz meiner Zweifel ihre einstimmende Kraft. Unser Musizieren mit Gesang und Instrumenten hatte Qualität und unterstrich die Stimmung besonders der Adventszeit. Auch den nicht mehr kontrollierten Kirchenbesuch behielt ich bei.

Die noch folgenden kleineren Ferien verbrachte ich



Der Seminarist links ist nicht mehr namentlich bekannt; er reicht seine Rechte einer Puppe, die von irgendeiner Seminargauke stammt. Rechts ein Diener, der Schuhe putzte, heizte, der «Mädchen für alles» war; ein Mann aus Blaubeuren.

in der Familie. Meine drei Schwestern waren nun alle verheiratet, ihre Männer ein recht belebendes Element. An Kaisers- und Königsgeburtstag paradierten sie in ihren Reserveoffiziersuniformen. Mein Vater war dann sehr einsilbig; im Kriegsfall, sagte er, habe er drei Söhne und drei Schwiegersöhne im Feld. Drei davon sind denn auch im Ersten Weltkrieg, ein vierter noch im Zweiten gefallen. Ein landwirtschaftliches Fest belebte unsere Beziehungen zur Bevölkerung und ihren jungen Damen. Auf dem Jahrmarkt lernte ich die Schwester eines Kameraden kennen; der Vater war Mühlenbesitzer in Blaubeuren. Zum ersten Mal mit einem Mädchen Arm in Arm! Wir waren beide gleich grün und gleich glücklich; ich möchte nicht wissen, was ich alles herausgesprudelt habe. Vor jeder Zärtlichkeit hütete ich mich; ich fürchtete Hoffnungen zu erregen, und mein Herz war anderswo.

Examen und der durchnäßte schwarze Rock
des Professors

Etwa vier Wochen vor dem Konkurs wurde mir doch schwül. Hebräisch zählte viel, und Aufsatz war Glückssache. Ohne Erfolg quälte ich mich mit einem hebräischen Wörterbuch ab; die Note weiß ich nicht mehr, ausreichend war sie gewiß nicht. Das Thema in Aufsatz lautete ungefähr: *Was war Homer den alten Griechen, und was ist er uns?* Ich hätte in der Einleitung dieses Mißverhältnis von Elefant und Mücke gerne ironisiert, nahm mich aber zusammen. Vermutlich habe ich eine ziemlich lederne Arbeit produziert.

Eine Stunde vor Griechisch-Mündlich saß ich etwas zerstreut auf meiner Stube. Ein griechischer Kunst-atlas lag vor mir. Zufällig schlug ich die Bilder der Burgen von Tiryns und Mykene auf und betrachtete sie, wie Burgen immer, mit Wohlgefallen, las auch die darunterstehenden griechischen Bezeichnungen, bis ich zu den Examinatoren hineingerufen wurde. Nach Übersetzung einiger Homerverse kam die Frage nach den Burgen von Tiryns und Mykene. Seitdem weiß ich, was Eidetik ist. Ich sah alles vor mir und redete wie das Buch. Unter beiderseitiger hoher Zufriedenheit trollte ich mich.

Die Verkündung der Ergebnisse meldete eine Niederlage des Seminars. Zwei Hechte aus den Gymna-

sien waren Spitze, einige weitere unter den sonstigen Vorderen. Ich war der Zwölfte bis Dreizehnte und zufrieden. Andere Plätze weiß ich nicht mehr. Unser Kleeblatt hatte bestanden.

Zum «Kranzwinden» baten wir «Töchter achtbarer Familien», wie es im Kommersbuch heißt. Ich hatte meine Dame schon und war mit ihr sehr vergnügt. Allgemein war die Reue über schon länger Versäumtes.

Zur Schlußkneipe kamen auch die Lehrer. Unser Theologieprofessor setzte sich neben mich und war die Liebenswürdigkeit in Person. Ich liebte ihn plötzlich über die Maßen, und als unser Sängerkwartett ein reizend-witziges Lied des Prälatensohnes mit dem Refrain *Drum bin ich auch Seminarist* gesungen hatte, warf ich in heller Begeisterung mein Bierglas um. Der schöne schwarze Rock des Professors war durchnäßt; ich hätte in den Boden sinken mögen, alle Freude war mir verdorben. Er beruhigte mich in der charmantesten Weise, aber mir blieb der Schatten auf dieser Schicksalstunde.

Um Mitternacht verbrannten wir auf dem Rücken-berg unsere Hefte und sonstigen Überflüssigkeiten, dann packten wir unsere Sachen und fuhren ungeschlafen ab; die meisten mit mir zur Musterung für den Wehrdienst nach Tübingen. Ich nicht ohne Abschiedsweh. Hätte ich gewußt, was alles kommen würde, – ich hätte geheult.

Abschiedskarte der Blaubeurer Seminaristen, die 1913 ihr Abitur machten.



Buchbesprechungen

CARLHEINZ GRÄTER: **Trauben im Unterland. Landschaften und Begegnungen an der Schwäbischen Dichterstraße.** J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1986. 254 Seiten mit 62 Abbildungen. Pappband DM 29,80

Von Bietigheim nach Gundelsheim, von Weinsberg nach Knittlingen führt uns Gräter auf seiner zweiten literarischen Reise; die erste ging durch Hohenlohe (siehe SCHWÄBISCHE HEIMAT 1984, Heft 4). Kaum 40 km² umfaßt das Gebiet, von Weinbergen und Talauen geprägt; der Autofahrer kennt allenfalls Weinsberg, und das nur als Weinsberger Kreuz. Doch welche Fülle dichterischer Impressionen dringt uns entgegen! Welch treffliches Bukett schwäbisch-fränkischer Poeterey und Poesie über Schwaben hat uns Gräter zusammengestellt, durch sachkundige und liebende Texte zusammengeflochten, durch zahlreiche Abbildungen illustriert. Der Rezensent fühlt sich als Schmetterling, und auch der Kundige wird überrascht sein, das Unterland so fest in Dichterhand zu finden.

Uwe Ziegler

HERMANN KURZ: **Schillers Heimatjahre. Die Wanderungen des Heinrich Roller.** Neuauflage Jürgen Schweier Verlag Kirchheim/Teck 1986. 1008 Seiten. Leinen DM 39,80

Hermann Kurz gehört zu den großen Realisten des 19. Jahrhunderts, und der bedeutendste realistische Erzähler Württembergs ist er allemal. Dennoch wird er kaum gelesen, und um brauchbare Ausgaben ist es ebenso schlecht bestellt wie um die wissenschaftliche Beschäftigung mit seinem Werk. Daß der Kirchheimer Verleger Jürgen Schweier nun nach dem *Sonnenwirt* auch Kurzens anderen, vorher entstandenen Roman *Schillers Heimatjahre* herausgebracht hat, erscheint deshalb als Großtat, die für erstaunlichen Wagemut spricht. Ein wenig immerhin war das Wagnis jedoch abgepolstert durch die Spende einer *Stiftung zur Förderung der geistigen und künstlerischen Arbeit*, dank welcher der Preis erträglich kalkuliert werden konnte. Herausgekommen ist ein zunächst mal sehr schönes Buch, über tausend Seiten stark und wenigstens noch in richtiges Leinen gebunden, nicht in dieser Imitation aus Pappe, bei der man immer gleich denkt, zwischen den Deckeln müsse Halbseidenes stehen.

Im Mittelpunkt des zwischen 1778 und 1793 im Württemberg des Herzogs Karl Eugen handelnden Romans steht die fiktive Gestalt des jungen Magisters Heinrich Roller, der durch die Laune des Herzogs aus der vorgezeichneten theologischen Laufbahn in abenteuerliche Bahnen geworfen wird. Da folgen dann realistisch beschriebene Szenen aus dem Evangelischen Stift in Tübingen, der Stuttgarter Hohen Karlsschule, der biedereren reichsstädtischen Bürgerwelt von Reutlingen, dem Räuberleben im Schwarzwald und der Gefangenschaft auf dem Hohenasperg aufeinander. Schließlich erkennt Roller, daß sein Platz nicht in der geliebten, aber allzu engen und bedrängenden Heimat ist, sondern in der Freiheit der großen Welt. Sein

Glaube an die fortschreitende Entwicklung der Menschheit ist ungebrochen wie beim Autor, dem linken Demokraten und Achtundvierziger Hermann Kurz.

Der hatte schon 1837 an den Germanisten Adelbert Keller geschrieben, er arbeite an einem *dreibändighistorisch-Karl Herzoglich Schiller Schubartisch Schieferdeckerisch-national-sechzigbogigen Roman*, aber erst 1843 kam er – Cotta in Stuttgart hatte abgelehnt – nach langer Verlags-Odyssee ebendort bei Franck heraus. Eine zweite Ausgabe, für die Kurz etwa ein Zehntel des Textes gestrichen hatte, was dem Roman gut bekam, wenn es ihm auch etwas von seinem jugendlichen Ungestüm nahm, erschien 1857. Darauf basierten die Edition Hermann Fischers von 1904 und die jetzige Neuausgabe.

Und Schiller? Sicher, auch er kommt vor in dem Roman, der dennoch besser den alten Titel *Heinrich Roller* behalten hätte. *Die unerläßliche Bedingung*, so Hermann Kurz im Vorwort, *die mir vom Verleger gestellt wurde, den Titel meines Buches mit Schillers großem Namen zu schmücken, glaubte ich mit gutem Gewissen erfüllen zu können; denn wenn ich auch, veranlaßt durch treffliche Werke, die seitdem erschienen sind, den ursprünglichen Plan, dem akademischen Lauf und dem Dichterleben des Regimentsmedicus einen größern Teil meiner Darstellung zu widmen, aufgegeben habe, so ist doch genug von diesem Heros der deutschen Nation stehen geblieben, nicht nur die prägnanten Situationen, wo er <verkannt und sehr gering> mit den kleinen Verhältnissen seiner Anfänge kämpft, sondern eine geistige Beziehung, die wie geheime Nervenfasern durch das Ganze mitgeht und ihn auch abwesend gleichsam gegenwärtig sein läßt, – genug, sage ich, um die Epoche dieser Geschichten mit Fug und Recht nach seinem Aufenthalt in der Heimat benennen zu dürfen.*

Hermann Kurz läßt in seinem Roman ein großes Zeitpanorama entstehen, und wenn die Ereignisse auch vierzig, fünfzig Jahre vorher stattfanden, so ging darin doch auch einiges von den literarischen, politischen und sozialen Bewegungen ein, getreu den Forderungen des jungen Deutschland, daß sich die Literatur ihrer Zeit dienstbar machen müsse, wie Hermann Fischer in einem Aufsatz über *Schillers Heimatjahre* schreibt, der dem Band beigegeben ist. Der legendäre Tübinger Germanist preist darin Kurzens *bedeutende Sprachgewalt*, seine *lebhaft empfundene* und seine *Fähigkeit der Anschauung*: *Vor allem sind die Naturszenarien, namentlich bei der Schilderung des Gaunerlebens, geradezu entzückend.*

Weil Kurz den Bildungs- und Entwicklungsroman mit einer Fülle von Einzelheiten vollgepackt hat, wurden schließlich erläuternde Bemerkungen, ein Personenverzeichnis und ein Glossar nötig, das von abandonnieren (alleinlassen, vernachlässigen) bis Zionswächter (eigentlich strenger Verteidiger des alten Glaubens gegen jede Neuerung) reicht. Solche Ansätze einer Kommentierung in seiner Ausgabe – der ersten vollständigen seit Jahrzehnten – möchte Jürgen Schweier *als Überleitung und Aufforderung zur lange fälligen (historisch-kritischen) Gesamtausgabe der*

Werke von Hermann Kurz verstanden wissen, als «Werbung» auch für die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihm. Aber vor allem sollte man den großen Erzähler eben lesen, wenn das bei *Schillers Heimatjahren* auch erst einmal nicht viel mehr als 2000 Glücklichen vergönnt sein dürfte, denn so hoch ist die Auflage.

Helmut Hornbogen

MARTIN WALCHNER: **Entwicklung und Struktur der Tagespresse in Südbaden und Südwürttemberg-Hohenzollern.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1986. 212 Seiten. Leinen DM 38,-

Martin Walchner begründet den geographischen Rahmen seines Dissertationsthemas damit, dieser Raum stelle eine in sich geschlossene kulturelle Einheit dar. Unter Landes- und Kulturhistorikern dürfte der Kommunikationswissenschaftler Walchner mit dieser These wohl auf erheblichen Widerspruch stoßen. Man könnte allenfalls behaupten, seit 1945 habe dieses Gebiet als «Süd-Zone» der französischen Besatzungszone eine politische Einheit dargestellt. An diese Tatsache scheint der Autor dabei auch gedacht zu haben, denn die letzten 40 Jahre bilden den Schwerpunkt seiner Untersuchung. Aus dieser Zeit kann der Autor viel neues Material ausbreiten, vor allem da er wohl einer der ersten war, der mit Akten des französischen Besatzungsarchivs in Colmar arbeiten konnte. Warum das *liberale Element*, das die Presse Südbadens und Südwürttembergs später kennzeichnete, so eine These Walchners, gerade aus der französischen Pressepolitik entstanden sein soll, wird aber nicht ganz deutlich.

Von besonderem Interesse erscheint die Schilderung des in den 60er Jahren massiv einsetzenden Konzentrationsprozesses in der Presselandschaft; mit viel statistischem Material untermauert, wird das langsame Verkümmern der Meinungsvielfalt auch im deutschen Südwesten nachgezeichnet. Leider legt der Autor aber auf diesen politischen Aspekt der Entwicklung nur sehr wenig Wert.

Gelingt es dem Autor auch in einem dritten, die Pressegeschichte des frühen 20. Jahrhunderts behandelnden Teil, interessante Einblicke zu vermitteln, so fällt die Schilderung der – wenn man so will – «Vor- und Frühgeschichte» des Zeitungswesens vom 16. bis 19. Jahrhundert unverzeihlich dünn aus und beschränkt sich fast ausschließlich auf die Übersetzung von Daten- und Zahlenmaterial in wissenschaftliche Prosa. Es ist ein Unding, vier Jahrhunderte Pressegeschichte, die im 19. Jahrhundert vier Klein- und Mittelstaaten umfaßt, auf 22 Seiten abhandeln zu wollen. Es bleibt unverständlich, warum der Autor sich nicht auf jene Epoche beschränkt, die ihn besonders interessiert, auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts nämlich. Ganz gespart hat sich Walchner, die Jahre 1933–45 zu behandeln. Dies damit zu begründen, daß über diese Zeit bereits eine andere Dissertation (aus dem Jahr 1952!) über einen anderen (!) Landesteil (Nordwürttemberg) existiere, ist kaum mehr mit dem Gütesiegel der Wissenschaftlichkeit zu versehen.

Dem für die Zeitgeschichte und für die Medienpolitik sich Interessierenden vermittelt Martin Walchner – dies sei unterstrichen – wertvollste Informationen. Den Historiker

wird sein Werk aber etwas enttäuschen. Ein bescheidener Titel und die Beschränkung der Untersuchung auf die Zeit von 1945 bis zur Gegenwart wäre sinnvoll gewesen. Raimund Waibel

Schwäbische Alb. Reiseführer. Baedekers Allianz Taschenbücher, Stuttgart und Freiburg 1987. 418 Seiten mit 145 Abbildungen, 58 Plänen und Graphiken sowie einer Karte als Anlage. Kartoniert DM 29,80

Das wohl neueste Produkt aus dem traditionsreichen Baedeker Verlag beschäftigt sich erfreulicherweise mit einer zentralen Region unseres Landes – mit der Schwäbischen Alb. *Offizieller Reiseführer* bzw. *Der perfekte Reiseführer mit 207 Bildern und Plänen, allem Sehenswerten, vielen Tips und großer Karte* sind Ankündigungen, die der vorderen Umschlagseite zu entnehmen sind. Sicher, die Aufmachung ist aufwendig: 145 Farbabbildungen, 14 Sonderpläne, 13 Grundrisse, 11 graphische Darstellungen, geologische Karten und Profile, eine Reisekarte mit Angaben von Bahn- und Buslinien. Eine Fülle von Informationen und Anregungen stellt dem Benutzer dabei nicht nur die Alb selbst, sondern auch deren weiteres Vor- und Umland vor, so zum Beispiel die angrenzenden Tallandschaften von Neckar und Donau, die Baar, den Schönbuch, den Schurwald und den Welzheimer Wald sowie das Ries.

Insgesamt gliedert sich das Buch dabei in drei große Abschnitte. Teil eins bietet viele Zahlen und Fakten zu naturräumlicher Gliederung, Geologie, Klima, Flora und Fauna, Bevölkerung, Kultur und Wirtschaft, aber auch Naturschutz. Hinzu kommen Einführungen in Geschichte und Kunstgeschichte der Alb, die Vorstellung der Schwäbischen Albstraße und Vorschläge für Rundfahrten oder Ausflüge. Der zweite Teil nennt Sehenswürdigkeiten von A–Z, jeweils mit Angaben ihrer Koordinaten auf der beiliegenden Netzkarte. Teil drei schließlich liefert praktische Informationen von A wie «Angeln» oder «Aussichtstürme» bis Z wie «Zeltplätze».

Somit sicherlich ein begrüßenswertes, überaus informatives und anregendes Buch, doch als Alb-Führer nicht uneingeschränkt «perfekt» zu nennen. Der praktische Plastikumschlag erleichtert zwar den unmittelbaren Gebrauch des Buches vor Ort, doch eignet sich der sehr umfangreiche und ausführliche Führer aufgrund seiner Größe und speziell seines Gewichts nicht unbedingt für die Jackentasche oder das kleine Gepäck des Albwanderers, sondern eher für den Gepäckträger des Radlers bzw. das Handschuhfach des Autotouristen.

Uwe Kraus

Altes Dorfhandwerk in Hohenlohe. Redaktion und Buchgestaltung Heinrich Mehl und Werner Sasse. (Kataloge und Begleitbücher des Hohenloher Freilandmuseums, Nr. 4). Verlag Oscar Mahl KG Schwäbisch Hall 1987. 216 Seiten mit rund 200 schwarz-weiße Fotos. Pappband DM 29,80

Das Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen bei Schwäbisch Hall wächst von Jahr zu Jahr. Das gilt im doppelten Sinne: Sichtbar wird die Zahl der versetzten Häuser, Scheunen und sonstigen Gebäude immer größer,

nicht so deutlich sichtbar wird die Wissenstruhe immer besser gefüllt. Mit Geschick verstehen es dabei die «Studierten», Interessierte anzuleiten und ihnen Felder zuzuweisen, die sie selbst bearbeiten können. Vierzehn Autoren mit unterschiedlichen Stilen – das reicht vom Aufsatz mit geschichtlicher Tiefenschärfe bis hin zur bildnerischen Anleitung, einen Brettstuhl herzustellen – haben im Zusammenklang eine bemerkenswerte Dokumentation geschaffen, die eine gleichnamige Sonderausstellung im Hohenloher Freilandmuseum ergänzt. Sie zeigt bis Ende Oktober fünfzehn historische Werkstätten und wird durch zahlreiche Aktivitäten belebt.

«Historische Werkstätten», diese Bezeichnung ist bewußt aus dem Text auf der Rückseite des Buches aufgegriffen. Ob Ziegler, Drechsler, Bürstenbinder, Weber, Korbmacher, Hafner, Küfer, Seiler, Rotgerber, Schuhmacher, Brunnenbauer, Wagner oder Schmied, diese Handwerke sind mehr oder weniger stark in Stadt und Land aufgegeben worden, und das berufsbezogene Wissen droht in Vergessenheit zu geraten. Bei Zimmermann, Steinhauer und Maurer, Maler und Schreiner scheint die Entwicklung noch nicht ganz so bedrohlich zu sein. Archivalische Arbeit, das Suchen nach alten Abbildungen, das Befragen ergrauter Handwerksmeister, die zeichnerische Darstellung von Werkzeugen samt ihren Bezeichnungen und von Arbeitsvorgängen, das alles macht schmerzlich deutlich, was wir verlieren, was wir bereits verloren haben: eine auf den Menschen und seine individuellen Möglichkeiten bezogene Lebens- und Arbeitsweise, das heißt das Gegenteil von Massenproduktion und Fließbandarbeit. Martin Blümcke

HANS MATTERN: **Zwei Jahrzehnte Landschaftspflege im Regierungsbezirk Stuttgart (Nordwürttemberg) – Maßnahmen, Erfolge, Probleme.** Sonderdruck aus Veröffentlichungen für Natur- und Landschaftspflege in Baden-Württemberg Band 59/60, Karlsruhe 1985. 56 Seiten. Broschiert DM 3,- (Zu beziehen bei der Landesanstalt für Umweltschutz Karlsruhe)

Pflege von Feuchtwiesen, von Tümpeln und Weihern, Maßnahmen zum Artenschutz und Methoden der Bepflanzung, das sind Aspekte dieses Überblicks über zwanzig Jahre Landschaftspflege in Nordwürttemberg. Der größte Teil der Darstellungen ist dabei speziell der Wacholderheide und anderen Magerrasen gewidmet. Zahlreiche Bildbeispiele aus Naturschutzgebieten dokumentieren ergänzend die Arbeit der Naturschützer. Eine auch für den Laien verständliche und notwendige Bestandsaufnahme der Naturschutzarbeit in Nordwürttemberg sowie der wesentlichen Schwerpunkte und Maßnahmen dieser Arbeit von Behörden, Gemeinden und Naturschutzverbänden.

Uwe Kraus

Der Bauernkrieg im südlichen Oberschwaben – Eine Unterrichtseinheit. (Geschichte am See, 34). Hrsg. vom Kreisarchiv Bodenseekreis 1986. 187 Seiten. Broschiert
Wie der Titel andeutet, ist diese Materialiensammlung vorwiegend für den regionalen Geschichtsunterricht kon-

zipiert. Ausführliche Literatur- und Quellenangaben, verständlich übertragene Quellentexte, Hinweise auf Diareihen und Filme zum Thema sowie Exkursionsvorschläge werden durch entsprechendes Bild- und Kartenmaterial ergänzt. Spuren des Bauernkrieges, d. h. eines überregionalen historischen Ereignisses, werden damit im überschaubaren Rahmen des südlichen Oberschwabens erkennbar und erfahrbar gemacht. Lehrer und Schüler erhalten mit diesem Heft eine hilfreiche Anleitung für den Geschichtsunterricht vor Ort in einer geschichtreichen Region.

Uwe Kraus

Kunstgeschichte

ELISABETH NAU: **Der Betstuhl des Grafen Eberhard V. von Württemberg (1459–1496) in der Amanduskirche zu Urach.** Tuduv-Verlag München 1986. 54 Text- und 54 Bildseiten. Kartonierte DM 29,80

Die langjährige Leiterin der numismatischen Abteilung am Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, wohlvertraut im Umgang mit Legenden und Bildsymbolen, widmet sich in der vorliegenden Schrift einem Kunstwerk, mit dem sich die moderne Literatur über Graf Eberhard im Barte und die Kunstgeschichte der Spätgotik eigentlich bislang nicht beschäftigt hat, obwohl dieser Betstuhl in der Uracher Amanduskirche eines der aufschlußreichsten Dokumente zum Selbstverständnis des gräflichen Auftraggebers und zur Geschichte seiner Zeit darstellt.

Ausführlich geht die Autorin auf die Bemühungen der Zeit zwischen 1842 und 1847 ein, den zum vaterländischen Kulturdenkmal erhobenen Betstuhl zu restaurieren, und beschreibt die sich anschließende Arbeit als eine der ersten denkmalpflegerischen Unternehmungen in Württemberg. Zitate aus Schriftsätzen von Theologen, Mäzenen, Handwerkern wie Wissenschaftlern geben ein farbiges Bild der Geisteswelt und der technischen Möglichkeiten zur Zeit der schwäbischen Romantik.

Zwar erscheint dem Leser nicht unbedingt neu, wenn die Autorin mit Verweis auf den architektonischen Aufbau den Uracher Betstuhl in das Umfeld der Ulmer Schule Syrlins und Erhards einfügt, doch lassen sich die vielfältigen ikonographischen Bezüge, die Suche nach vergleichbaren Stücken – Chorherrnstift Rottenmann – und nach dem vormaligen Standort wie eine einzige, auch dem kunsthistorischen Laien zugängliche Geschichte lesen. Ein umfangreicher Quellen- und Literaturnachweis sowie 54 vorzügliche Schwarz-weiß-Fotos sind als Anhang beigelegt. Rudolf Bütterlin

HUBERT HOSCH: **Andreas Brugger (1737–1812). Maler von Langenargen. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des Bodenseegebietes und seiner Umgebung zwischen Barock und Romantik.** Veröffentlichungen des Museums Langenargen, hg. v. Eduard Hindelang. Bodensee-Bibliothek Band 34. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1987. 444 Sei-

ten mit 282 Abbildungen, davon 91 farbig. Leinen DM 58,-
Eigentlich müßte dieser Band Eulen nach Athen tragen.
Andreas Brugger müßte jedem, der auch nur etwas interessiert das Bodenseegebiet bereist, ein Begriff sein, denn man begegnet ihm allenthalben. Fresken im Treppenhaus des Neuen Schlosses in Tettngang stammen von ihm, er gestaltete Fresken im Salemer Schloß, in der Stiftskirche Buchau, in der Pfarrkirche von Wurzach; alles läßt sich kaum aufzählen. Und doch mußte der Autor der ersten Brugger-Monographie lange forschen, um auch nur ein Werkverzeichnis erstellen zu können: Viele Tafelbilder des Langenargener Malers waren verschollen oder verkannt; zahlreiche Bilder befinden sich in einem desolaten Zustand. In der Ausstellung im Museum Langenargen, die parallel zur Neuerscheinung eingerichtet wurde, kann man die erschreckenden Folgen sehen, die dem Werk eines in Vergessenheit geratenen Künstlers drohen.

Zu seinen Lebzeiten war Brugger ein Begriff; die zahlreichen Auftragsarbeiten von renommierten Stiften und Fürsten beweisen es. Hubert Hosch zeichnet anschaulich den Weg des Fuhrmannssohnes aus Langenargen nach, dessen künstlerische Begabung früh erkannt wurde. Der Graf von Montfort schickte ihn zur Ausbildung nach Wien, wo schon der Langenargener Franz Anton Maulbertsch weilte. Wien und Rom waren die kurzen Ausbildungsstationen; in Rom errang Brugger einen Preis. Dann kehrte er in seine Heimat zurück, und eine steile Karriere folgte für den Mann aus kleinen Verhältnissen. Er «revanchierte» sich mit umfangreichen Huldigungen an seine jeweiligen Auftraggeber, ganz nach der Sitte der Zeit, aber doch imposant: Zwischen Himmel und Hölle entrollt sich da auf einem Fresko die Skizze der Pfarrkirche von Wurzach, von einem Engel gehalten – ein Beispiel für den Auftragskünstler Brugger. Weltliche Motive finden sich selten in seinem Schaffen: Vier Kinderbilder sind seit geraumer Zeit im Besitz des Langenargener Museums.

Sein Lehrer Maulbertsch beeinflusste den jungen Künstler. Barocke Elemente bestimmen seine ersten Arbeiten. Doch beschreibt Hubert Hosch anschaulich und einleuchtend, wie allmählich eigene Gestaltungsmerkmale in den Vordergrund treten. Die Bilder erhalten einen menschlichen, fast alltäglichen Ausdruck; die Gestalten – selbst aus den höchsten kirchlichen Rängen – weisen nicht selten etwas derbe Hände auf. Die Szenen der späten Bilder wirken weniger entrückt, vielmehr «familiärer», irdischer: Brugger – ein Maler zwischen zwei Epochen. Vielleicht ist das eine Erklärung dafür, daß seine Werke so rasch in Vergessenheit gerieten, daß sie heute dem Verfall nahe sind. Hoschs Monographie kommt insofern fast die Bedeutung eines Aufrufs zu, und für den Bodenseetouristen ist es ein kleiner Cicerone in Sachen Brugger, denn die «Standorte» seiner Werke sind genauestens angegeben: ein Plan für eine «Brugger-Reise».

Rainer Zerbst

HEINZ HÖFCHEN: **Christian Landenberger**. Herausgegeben von Alfred Hagenlocher. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1986. 265 Seiten mit 116 Tafeln, davon 79 in Farbe. Leinen DM 128,-

Den Besuchern der Städtischen Galerie in Albstadt ist Landenberger seit etlichen Jahren ein Begriff. Hier in Ebingen, seiner Geburtsstadt, ist er in einer ständigen Ausstellung vertreten. Gelegentlich trifft man seine Bilder auch in der Galerie der Stadt Stuttgart an. Ein regionaler Künstler also, so könnte man diesen Ausstellungsorten entnehmen, denn Stuttgart wurde dem 1862 geborenen Künstler nach seiner Akademiezeit in München zur zweiten künstlerischen Heimat; hier wurde er 1904 auf den Lehrstuhl für «technisches Malen» berufen. Doch selbst in Stuttgart ist er heute alles andere als präsent; die Staatsgalerie legte andere Schwerpunkte in ihrer Werkauswahl. Um Landenberger wieder zu begegnen, muß man weiter fahren, nach München. Hier ist er würdig vertreten in der Pinakothek in einer Reihe mit Liebermann, Corinth und Slevogt. Also doch nicht nur eine regionale Größe, sondern ein wesentlicher Vertreter des deutschen Impressionismus? Das ist der Ansatz von Heinz Höfchen, der mit seiner Monographie die erste umfassende Landenberger-Studie vorlegt. Höfchen schildert zwar ausführlich Landenbergers Herkunft, die frühe Entdeckung der künstlerischen Begabung durch den Ebinger Zeichenlehrer Gottfried Ziegler, der dem jungen Christian zu einer Ausbildung als Maler riet.

Doch Höfchen will in erster Linie Landenberger in eine Reihe mit den großen deutschen Impressionisten stellen, seinen Platz in der überregionalen Kunst in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts definieren. Dabei gilt sein Hauptaugenmerk zwangsläufig der Freilichtmalerei, denn sie unterscheidet die schwäbischen Impressionisten von Männern wie Liebermann oder Slevogt. Am Beispiel der «Badenden» – einem Motiv, dem Landenberger sich in den Jahren nach 1900 immer wieder widmete – arbeitet Höfchen das Spezifische des Landenbergerschen Impressionismus heraus: weder das fast Alltäglich-Spontane, das sich bei vergleichbaren Bildern von Menzel und Liebermann findet, noch das Stilisierte, Idealisierte von Hans von Marées bestimmen Landenbergers Gestaltungen; sie zeichnen sich durch eine Synthese beider Richtungen aus und durch die perfekten Farbübergänge, die gelegentlich bis zur Auflösung der Körperformen in Farbe und Licht führen.

Verglichen damit nimmt das zeichnerische Werk Landenbergers nur einen verschwindend kleinen Teil der Monographie ein. Dafür würdigt Höfchen erfreulicherweise einen Bereich in Landenbergers Schaffen, der nahezu völlig in den Hintergrund geraten ist: seine religiösen Bilder, in denen auch expressionistische Züge zum Vorschein kommen.

Eine längst fällige Darstellung Landenbergers also, die vielleicht dazu führen könnte, daß sich auch die Staatsgalerie in Stuttgart darauf besinnt, daß mit der schwäbischen Freilichtmalerei ein nicht nur regional wichtiger Beitrag zur Kunst um 1900 zu würdigen ist.

Rainer Zerbst

Ortsgeschichte

Bilder aus Degerlochs Vergangenheit. Zu Papier gebracht im Jahre 1926 von Friedrich Keidel. Durchgesehen und neu herausgegeben von Siegfried Schoch. Silberburg-Verlag Stuttgart 1986. 208 Seiten. Gebunden DM 39,80
Dem am Nordrand der Filder gelegenen einstigen Höhenluftkurort Degerloch, der bereits von der zeitgenössischen Architektur so entsetzlich heimgesucht worden ist, widerfährt nun Ähnliches auf dem Gebiet der Ortsgeschichtsschreibung. Begonnen hatte es mit einer Festschrift zum 75. Jahrestag der Eingemeindung nach Stuttgart im Stil jener beliebten Werbeheftchen zu Feuerwehr- und Karnikelvereinsjubiläen. Statt sich nun den völligen Verriß ihres grauslichen Geschriebsels durch eine mittlerweile bei der ZEIT tätige, preisgekrönte Journalistin in der Stuttgarter Zeitung zu Herzen zu nehmen, waren die Macher anscheinend auf den Geschmack gekommen und legten zu Weihnachten 1985 ihr Heimatbuch *Liebes altes Degerloch* mit einem ausgesprochen anmutigen Einband vor. Moglepackung nennt man dergleichen in der gewerblichen Wirtschaft, denn nach übereinstimmender Auffassung der Kenner der Degerlocher Geschichte setzt eine gerechte Beurteilung des Inhalts dieses Machwerkes eine gewisse Wendigkeit in der deutschen Fäkalsprache voraus. Was den Ort um so schmerzlicher trifft, als zur gleichen Zeit das seit 1295 verfeindete Nachbardorf Möhringen a. d. F. eine mustergültige Ortsgeschichte (vgl. SCHWÄBISCHE HEIMAT 1986 Heft 2) erhalten hat.

Zu Weihnachten 1986 folgte der dritte Streich aus der nämlichen Ecke: Der langjährige Herausgeber der *Blätter für württembergische Kirchengeschichte* und Degerlocher Pfarrer Friedrich Keidel (1851-1938) hatte 1926 seine *Bilder aus Degerlochs Vergangenheit* erscheinen lassen und damit Maßstäbe für alle nachfolgenden Ortschroniken im Lande gesetzt. Dieses weder verstaubte noch unleserliche, aber längst vergriffene Meisterwerk wurde nunmehr *durchgesehen und neu herausgegeben* sowie *überarbeitet, gestrafft, mit vielen Erläuterungen versehen* oder treffender gesagt: verstümmelt und verhunzt, so daß man weiterhin auf Antiquariat oder Kopierladen angewiesen bleibt.

Welcher Art etwa die «Erläuterungen» beschaffen sind, sei an einem Beispiel vorgeführt. Über den Erbauer der alten Degerlocher Kirche heißt es: *Heinrich Schickhardt: Lebte von 1558 bis 1634, herzoglicher Hof- und Landesbaumeister; entwarf den Prinzenbau in Stuttgart (1944 zerstört, heute Gebiet Kleiner Schloßplatz)*. Leute, die Schickhardts Todesjahr 1635 nicht wissen und den nach wie vor vorhandenen Prinzenbau am Schillerplatz nicht von dem von einer schwachsinnigen Stadtverwaltung beseitigten Kronprinzenpalais am jetzigen Kleinen Schloßplatz unterscheiden können, sollten nicht Bücher schreiben, sondern sollten Bücher lesen!

Was nun die reichliche Bebilderung angeht, so wird man den Eindruck nicht los, hier hatte jemand die Aufgabe, eine Schuhschachtel voll mehr oder minder aussagekräftiger Bildle willkürlich über die Seiten zu verteilen. So zeigt das Kapitel über den Bauernkrieg – 1525 hatte kein Gerin-

gerer als der dem Herausgeber wohl unbekanntes Jörg Ratgeb die Aufständischen nach Degerloch zusammengerufen – den Degerlocher Posaunenchor. Dafür wird dem Leser das von Keidel so eindrucksvoll geschilderte Ende des Bauernhaufens bei Böblingen vorenthalten. Mit welcher Sorgfalt indessen die Bildunterschriften verfaßt wurden, sei ebenfalls exemplarisch vorgeführt: *Bundespräsident Heuss 1956 (!) vor dem Haus Löwenstraße 86, in dem er von 1945 bis 1948 (!) wohnte*. Neben dem noch sehr schwächlichen Theodor sitzt in der Staatskarosse eindeutig erkennbar seine demnach offensichtlich exhumierte, da 1952 verstorbene Gemahlin Elly Heuss-Knapp. Tatsächlich stammt die Aufnahme vom 1. Oktober 1949, als das frischgewählte Staatsoberhaupt Abschied nahm von seinem bisherigen Degerlocher Wohnsitz. Zahlreiche Fehler ähnlichen Kalibers können hier aus Platzgründen bzw. Mitleid mit dem Herausgeber, einem Oberstudienrat, nicht aufgeführt werden. Ein Mitleid, das dieser allerdings kaum verdient, hat er doch bereits ein viertes Werk angedroht, wohl wiederum zu Weihnachten, da man einem geschenkten Gaul nicht ins Maul guckt. Man möchte dem guten Mann mit dem alten Cicero zurufen: *Quousque tandem abutineris patientia nostra, o . . .*

Gerhard Raff

WERNER FRASCH: Kirchheim unter Teck. Aus Geschichte und Gegenwart einer Stadt und ihrer Bewohner. Verlag der Teckbote Kirchheim unter Teck 1985. 512 Seiten, etwa 320, teilweise farbige Abbildungen. Efa DM 79,-

Vorweg gesagt: Vor mir liegt die erste rundum gelungene Heimat-/ Orts-/ Stadtgeschichte, die ich in den letzten Jahren im Auftrag der SCHWÄBISCHEN HEIMAT gelesen habe. Dem Autor gelingt es ebenso vorzüglich, seine umfassende Sachkunde in eine verständliche Sprache umzusetzen, wie der Herausgeber und Inhaber des «Teckboten» seine Erfahrungen und die seiner Mitarbeiter voll und ganz dem Buch und seiner Ausstattung zur Verfügung gestellt hat. Ein Preis-würdiges Buch ist entstanden, mit dem Autor und Herausgeber/Verleger sehr hohe Maßstäbe für künftige Autoren und Verleger gesetzt haben. Ein Werk, das im vergangenen Jahr mit dem «Landespreis für Heimatforschung» ausgezeichnet wurde.

An dieser Stelle die Geschicke der Stadt Kirchheim nachzuerzählen, hieße, dem Käufer die Spannung des Blätterns, den Spaß des Lesens und Nachschlagens – im Anhang: Verzeichnis der wichtigen historischen Gebäude, Chronologie wichtiger Ereignisse, Literaturverzeichnis, Sach- und Personenregister – vorzuenthalten, hieße, den Blick abzuwenden von einem Buch, das in keinem kirchheimischen Bücherschrank fehlen sollte, das jedem Heimatforscher als Vorbild und zur Nachahmung dienen möge.

Uwe Ziegler

1200 Jahre Nagold. Herausgegeben von der Stadt Nagold, Redaktion Stefan Ackermann. Verlag Friedr. Stadler Konstanz 1985. 300 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Leinen DM 36,-

A. D. 786 siegelte und unterzeichnete ein *solonomus indi-*

gnus diaconus eine Schenkung des Grafen Gerold und nannte auch den Ort der Handlung: *villa nagultuna*. Nun, so unwürdig, wie er sich selbst bezeichnete, wird der Diakon Salomon nicht gewesen sein; jedenfalls war er gebildet, stammte aus dem Hochadel und hatte Umgang mit den Großen seiner Zeit. Das von ihm unterschriebene Rechtsgeschäft war Grund genug für die Stadt Nagold, im vergangenen Jahr ihr 1200jähriges Bestehen zu feiern: Die Urkunde Salomons stellt die älteste schriftliche Erwähnung des Orts dar.

Zugleich legte die Stadt auch eine großzügig ausgestattete Festschrift vor. Der Band will keine neue Stadtgeschichte sein – es existieren ja das Nagolder Heimatbuch von G. Wagner und das Stadtbuch von W. Baier –, allenfalls eine Ergänzung zu diesen Werken. Mehr aber noch ein Lesebuch, in dem man gemütlich blättern kann und das anregt, sich mehr mit der Geschichte Nagolds zu befassen. *Geschichte in Bruchstücken* schreibt Stefan Ackermann. Diese «Bruchstücke», vierzehn Einzelbeiträge, vermitteln auch dem Laien bunte Einblicke in das Kaleidoskop der Vergangenheit.

Nagold als Zentrum der Revolution in Württemberg? Ein überraschender Gedanke und doch fast wahr, wie Friedemann Weinhold aus der Zeit der Französischen Revolution zu berichten weiß. Weniger amüsant, aber leider auch wahr – mancher Leser wird sich nur ungern daran erinnern – ist die Tatsache, daß Nagold eine Hochburg der NSDAP war. Stefan Ackermann ist für seine Wahlanalysen (1871–1933) besonders zu danken.

Besonderen Wert legte ein Teil der Autoren auf sozialgeschichtliche Betrachtungen, die lebensnah aus einer untergegangenen Welt berichten. Die Auseinandersetzungen zwischen arm und reich im Bürgerausschuß 1819 (Jochen Löffler), die Geschichte der Tuchweberei (Rainer Flik), das Umfeld des Pietismus (Joachim Trautwein) oder der Überblick über den privaten Bücherbesitz der Nagolder im 17. Jahrhundert (Karl Kempf) führen eine Welt vor Augen, in der zu leben nicht einfach, ja die oft ein Jammerthal war, von der es aber für diejenigen, die die Augen offenhalten, noch überall Spuren zu entdecken gibt.

Raimund Waibel

CHRISTOPH J. DRÜPPEL: **Großbettlingen. Geschichte der Gemeinde am Geigersbühl.** Scripta Verlagsgesellschaft Ostfildern 1986. 218 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 35,-

So ansprechend, großzügig und geschmackvoll wie der Einband ist das ganze Buch. Hier hat ein profunder Kenner mit wissenschaftlicher Genauigkeit die Geschichte der Gemeinde am Geigersbühl geschrieben.

Eigentlich fehlt in diesem Heimatbuch nichts, was die Bürger interessieren und neugierig machen kann. Von der Frühzeit bis zum Mittelalter, von der Geschichte der Kirche, Reformation, dem Bauernkrieg, der Gemeindeverwaltung, dem Dreißigjährigen Krieg, nichts ist ausgelassen. Über Wirtschaft und Gewerbe, vielseitig in Großbettlingen, von Ackerbau, Viehzucht, Wein- und Obstbau, von Schieferöfen, dem Kalksteinbruch erfährt der Leser alles Wissenswerte. Alte Sitten und Gebräuche finden ih-

ren Niederschlag. Ganz ausführlich ist die Geschichte vom 19. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges beschrieben, auch die Zeit von 1933 an ist nicht ausgespart. Der Verfasser bemerkt, *das heutige Bettlingen ist anders geworden, aber im positiven Sinne*, und meint weiter, *die begonnene Neugestaltung des Ortskerns zeigt in glücklicher Weise, wie mit den Mitteln unserer Zeit lebenswerte Elemente der Tradition und moderne Strukturen zu einer neuen menschenfreundlichen Umwelt vereint werden können, ein Wunsch, der die heutigen Großbettlinger mit ihren Vorfahren über viele hundert Jahre sicherlich verbindet.*

Ein umfangreicher Anhang nennt noch die Schultheißen ab 1523, die Pfarrer ab 1419, die Schulmeister ab 1582, die Einwohner ab 1523, die späteren Zuwanderungen bis zur Nachkriegszeit, überhaupt die Familien in Großbettlingen. Auch die historischen Flurnamen sind aufgeführt. Ein Orts- und Personenindex erleichtert das Auffinden, und ein bibliographischer Anhang fehlt auch nicht. Die Landkarte von 1875 und das reizende Bildchen auf der Umschlagseite bezeugen eine liebevolle Beschäftigung mit der Geschichte einer Gemeinde, die sich dem Leser verständlich und lebendig erschließt. Ein solches Heimatbuch macht Freude.

Maria Heitland

HANS BUCHMANN: **Burgen und Schlösser an der Bergstraße.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1986. 308 Seiten mit 32 teils farbigen Tafeln. Kunstleinen DM 49,80

Von 36 Burgen und Schlössern blickte man einst zwischen Heidelberg und Darmstadt in die Rheinebene. Der alte Heer- und Fernhandelsweg, der sich an den Fuß des Odenwaldes schmiegt – die Bergstraße –, gehörte zu den meist begangenen Fernstraßen Deutschlands. Auf den Hügeln des Odenwaldes befanden sich die befestigten Plätze, von denen viele schon im 15. und 16. Jahrhundert zerstört und dem Verfall preisgegeben waren. Mélac und das Heer Ludwigs XIV. haben 1688/89 durch planmäßige Vernichtung den Untergang endgültig gemacht. So stehen heute meist Ruinen; aber doch auch Wiederaufgebautes, ja sogar Neubauten aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Hans Buchmann, gebürtiger Oberschlesier und langjähriger Bürgermeister an der Bergstraße, beschreibt mit viel Liebe zu seiner neuen Heimat die Geschichte der Burgen und Schlösser und ihrer Bewohner. Das Buch ist kein trockenes wissenschaftliches Werk, sondern der Autor hat in langjähriger Arbeit Anekdoten und Geschichten der Bewohner – oft im Wortlaut der alten Quellen zitiert – mit Sagen und wissenschaftlich nachgewiesenen Fakten zu einem amüsant zu lesenden und gerade deshalb viel Wissen vermittelnden Buch zusammengefügt. So erfährt der Leser vom (lebendig?) eingemauerten Ritter in Handschuhsheim (entdeckt 1770), von mehr dem Reich der Sage angehörenden *schwarzen Hunden* und *verwunschenen Jungfrauen*, aber eben auch, durch viel Zahlenmaterial unterstützt, vom Alltagsleben auf der Burg und in den Schlössern. Daß dabei die politische Geschichte nicht zu kurz kommt, versteht sich angesichts des Verteidigungscharakters der Bauten von selbst.

Viele Bilder und Pläne unterstützen den Text. Vielleicht wäre noch eine detaillierte Karte der Bergstraße wünschenswert gewesen, denn: Man sollte das Buch mitnehmen zu einem Besuch der Burgen und Schlösser oder gar auf eine Wanderung entlang der Bergstraße, wie sie einst von dem jungen Schiller unternommen wurde! Gerade dafür scheint das Buch eigentlich geschrieben worden zu sein.

Raimund Waibel

Jahrbücher, Zeitschriften

Ludwigsburger Geschichtsblätter. Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg. Heft 39, 1986. 224 Seiten mit 68 Abbildungen. Kartoniert

Dieses Jahrbuch enthält Beiträge von Kurt A. Schupp über die Ludwigsburger Porzellan- und Fayencemanufaktur, von Franziska Gräfin Adelman zum bürgerlichen Geistesleben in Heutingsheim im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, von Rudolf A. Paulus über die wissenschaftliche Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg, von Hans Janssen über Mörikes Verhältnis zum Katholizismus und von Willi A. Boelcke über den Gemeinderat in Kornwestheim 1880–1980.

Esslinger Studien. Herausgegeben vom Stadtarchiv Esslingen unter der Schriftleitung von Walter Bernhardt. Band 24, 1985 und Band 25, 1986. Beide je 248 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 25,-

Im Mittelpunkt des 24. Bandes der Esslinger Studien steht die an der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät in Tübingen entstandene Dissertation von Eberhard J. Nikitsch *Dionysius Dreytwein – ein Esslinger Kürschner und Chronist. Studien zur Handwerkermentalität in frühneuzeitlichen Reichsstädten. Mit einer Edition seiner Franziskaner-Reimchronik.* Band 25 vereinigt Beiträge von Walter Bernhardt über die Befestigung der Pliensauvorstadt, die Änderung des Neckarlaus und den Bau der beiden Esslinger Steinbrücken, von Hans Koepf über Stadtbefestigungen und Brückenbauten der Reichsstadt Esslingen allgemein, von Walter Ludwig über die Brüder Paul und Johann Stephan, Bürgermeister von Deizisau (1661–1722), von Arthur Landwehr über die Wiedertäufer in Esslingen von 1527–1618, von Rainer Jooß über Philipp Knipschildt, Ratskonsulent und Begründer der Esslinger Historischen Schule, sowie von Jürgen Hagel über Andreas Kiesers und Georg Häberlins Karten vom Katzenbacher Wald.

Jahrbuch des Heimat- und Altertumsvereins Heidenheim an der Brenz 1985/86. Bearbeitet von Helmut Weimert. 278 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert. Mit diesem Buch eröffnet der 85jährige Heidenheimer Heimat- und Geschichtsverein eine neue Reihe, in der künftig alle zwei Jahre ein Band erscheinen soll. Der erste nun enthält siebzehn Beiträge namhafter Autoren zur Geologie, Geschichte und Stadtentwicklung im Heidenheimer Raum, so unter anderem von Winfried Reiff über die Beziehung zwischen Landschaftsform und Gesteins-

ausbildung bei Heidenheim, von Dieter Planck über das Eisen in der Vor- und Frühgeschichte Baden-Württembergs, von Hans Wulz über die ältesten Heidenheimer Familiennamen oder von Heinz Bühler über die Geschichte des Schnaitheimer Schlößleins.

Freiburger Diözesan-Archiv. Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Bistümer. 106. Band, 1986. Verlag Herder Freiburg. 404 Seiten. Broschiert Auf einen der fünfzehn Aufsätze soll besonders hingewiesen werden, da er vor allem auch außerhalb Badens Interesse finden sollte: Hermann Schmid. *Von der Sozialpflichtigkeit säkularisierter Kunstgegenstände. Überlegungen zum Urteil des Verwaltungsgerichtshofs Baden-Württemberg vom 13. März 1986 gegen Max Markgrafen von Baden.*

In einem Satz . . .

BERND OTTNAD (Hg): **Badische Biographien.** Neue Folge, Band 2. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1987. XX, 338 Seiten. Leinen DM 48,-

Fünf Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes wird nun ein neuer Sammelband mit Biographien *in gestraffter Form* von 12 Frauen und 165 Männern vorgelegt, die alle – wie es der Zielsetzung des Unternehmens entspricht – nach 1910 gestorben und in *irgendeiner Art und Weise* Baden verbunden sind: ein nicht ganz leichtes Unterfangen, in dem sich Sepp Herberger ebenso findet wie das Opfer des NS-Regimes Alfred Delp oder der im Dritten Reich vielfach ausgezeichnete Schriftsteller und Maler Hermann Burte.

KLAUS KOZIOL: **Badener und Württemberger. Zwei ungleiche Brüder.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 202 Seiten. Leinen DM 29,80

Der Verfasser veröffentlicht hier die gekürzte Fassung seiner Dissertation *Untersuchungen zur regionalen politischen Kultur*, in deren Mittelpunkt die Frage steht, ob und wie sich die jahrhundertelange Eigenstaatlichkeit von Baden und Württemberg noch heute im sozialen, gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben auswirkt.

KARL RENNSTICH: « . . . nicht jammern, Hand anlegen! » **Christian Friedrich Spittler. Leben und Werk.** Verlag Ernst Franz Metzingen 1987. 184 Seiten mit 30 Abbildungen. Kartoniert DM 19,80

Was hilft's, wenn wir beim warmen Ofen und einer Pfeife Tabak die Notstände der Zeit bejammern? Hand anlegen müssen wir, und sei es auch nur ganz im Kleinen, so lautet jener Ausspruch Spittlers, auf den der Titel dieses Buches anspielt, das die Werke und das Leben des schwäbischen Pietisten (1782–1867) beschreibt; Spittler hat sich als Vater der Basler Mission und Initiator zahlreicher christlicher Einrichtungen, wie der Kinderrettungsanstalt in Beuggen, einen Namen gemacht.

HEINRICH SCHICKHARDT: **Raiß in Italien 1599 – 1600.** Neu herausgegeben vom Kulturkreis Herrenberg 1987. 660 Seiten. Broschiert DM 30,-; in Leinen DM 50,-

In den Jahren 1599/1600 unternahm Herzog Friedrich I. von Württemberg in Begleitung des Baumeisters Heinrich Schickhardt eine Italienreise, über die Schickhardt eine Beschreibung in Wort und Bild (Skizzen) fertigte; der Druck von 1602 ist wie der von 1902 längst vergriffen, eine Neuauflage des interessanten Buches wünschenswert; warum der Herrenberger Kulturkreis allerdings beide nur wenig unterschiedliche Versionen kommentarlos nachdruckte und sie sogar noch um eine dritte in französischer Sprache gehaltene Version vermehrte, bleibt trotz eingehender Begründung im Vorwort unklar.

Ludwig Uhland 1787 – 1862. Zum 200. Geburtstag. Dichter, Germanist, Politiker. (Marbacher Magazin 42/1987). Bearbeitet von Walter Scheffler und Albrecht Bergold, mit einer Bibliographie von Monika Waldmüller, eingeleitet von Gert Ueding. 96 Seiten mit 46 Abbildungen. Broschiert DM 8,-

Dieses «Magazin» ist weit mehr als ein hervorragender Ausstellungskatalog; ein Nachschlagewerk zum Leben und Wirken Uhlands, zu den bis zu seinem Tod 1862 erschienenen Drucken und vor allem ein Spiegel der Person und des Werks im Urteil der Zeitgenossen.

DIETER PLANCK und WILLI BECK: **Der Limes in Südwestdeutschland. Limeswanderweg Main – Rems – Wörnitz.** Zweite, neu bearbeitete und ergänzte Auflage. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 156 Seiten mit 134 Abbildungen und herausnehmbarer Wanderkarte. Pappband DM 39,-

Die zweite Auflage des 1980 erstmals erschienenen archäologischen Wanderführers berücksichtigt alle wichtigen Grabungen der letzten sechs Jahre am Limes: Dieter Planck beschreibt – nach einer Einführung in die Geschichte der römischen Grenzbefestigung – den Limes mit seinen Bodendenkmälern, den Wachtürmen, Kastellen sowie Siedlungen, und Willi Beck führt den Wanderer in zwölf Tagesetappen auf dem landschaftlich reizvollen und archäologisch interessanten Limeswanderweg von Miltenberg bis nach Wilburgstetten.

WILHELM MATTES (Hg): **Öhringer Heimatbuch.** Nachdruck der Originalausgabe von 1929. Hohenlohe'sche Buchhandlung Rau Öhringen 1987. 536 Seiten und 32 Bildtafeln. Pappband DM 39,80

Wenngleich seit seinem ersten Erscheinen beinahe 60 Jahre vergangen sind und so natürlich nicht mehr alles dem neuesten Erkenntnisstand entspricht, ist die Neuauflage des längst vergriffenen Buches verdienstvoll, ist es doch noch immer ein Standardwerk, das nicht nur über die Öhringer Landschaft, Geschichte und deren Bewohner berichtet, sondern auch über Kulturdenkmale, Sagen, Sitten, Gebräuche und Mundart informiert.

Weitere Titel

WILLY SEILER: **Schwäbisch meine Wellenlänge – Vom «Schaffe, schaffe» zum «Krug zum grünen Kranze» –.** Bleicher Verlag Gerlingen 1986. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 25,-

IRMELA BRENDER (u.a.): **In Heidenheim gewesen.** Hans-Joachim Kopp Verlag Heidenheim 1985. 84 Seiten. Pappband DM 33,-

OTTO HEUSCHELE (Hg): **Das Füllhorn. Schwäbische Lyrik aus zwei Jahrhunderten.** J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1986 (unveränderte Neuauflage der Ausgabe von 1961). 248 Seiten. Kartoniert DM 19,80

NIKOLAUS LENAU: **Notizbuch aus Winnenthal.** Herausgegeben und mit einer Einführung von Horst Brandstätter. Friedenauer Presse Katharina Wagenbach Berlin 1986. 16 Seiten. Broschiert DM 14,80

Wo dr Besa hängt. Besenwirtschaften in Württemberg. Öffnungszeiten, Weinpreise, Beschreibungen, Besenkalender und Wanderwege. Wetterhuhn Verlag 1986/87. 205 Seiten. Broschiert DM 6,-

Das archäologische Jahr in Bayern 1985. (6. Jahrgang) Herausgegeben von der Abteilung Vor- und Frühgeschichte des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege und der Gesellschaft für Archäologie in Bayern. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1986. 181 Seiten mit 118 Abbildungen, davon 12 Farbtafeln. Gebunden DM 48,-

HEINRICH TÖLKE, HEDDA OTTERBACH und BERNHARD GENGENBACH: **Kennzeichen PF. Heimatkunde für Pforzheim und den Enzkreis.** Verlag Bernhard Gengenbach Bad Liebenzell und Ernst Klett Stuttgart 1986. 193 Seiten mit vielen, meist farbigen Abbildungen. Pappband DM 26,40

WERNER ZINTGRAF: **Neue Musik in Donaueschingen, Baden-Baden, Berlin, Pfullingen, Mannheim 1921–1940.** 204 Seiten mit 45 Fotos. Edition Zintgraf Egenhausen 1987. Pappband DM 50,- (für Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes: Vorzugspreis DM 40,-)

MANFRED REINARTZ: **Möbel aus der Baar. Die Möbelabteilung des Heimatmuseums der Stadt Villingen-Schwenningen im Stadtbezirk Schwenningen.** Stadt Villingen-Schwenningen 1986. 123 Seiten mit 76 Abbildungen in Farbe. Kartoniert DM 10,-

THADDÄUS TROLL: **Thaddäus Trolls schwäbische Schimpfwörterei.** Mit 27 Linolschnitten von Axel Hertenstein. Silberburg Verlag Stuttgart 1987. 192 Seiten. Pappband DM 16,80

WILLY RESCHL (Hg): **Das Land im Südwesten. Das Buch zur Fernsehserie des SDR.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 187 Seiten mit 44 Abbildungen. Kartoniert DM 19,80

Pfarr-Herrliche Aussichten und Einsichten nebst gewissen Ansichten . . . gesichtet und eingesehen im Kirchspiel Zell – Aichelberg – Pliensbach, wohlversehen mit merk-würdigen Illustrationen zur Erheiterung des Gemüts! Illustrationen von Helga Merkle, Verse von Heinrich Daxer. Zell unter dem Aichelberg 1987. 168 Seiten. Kartoniert DM 20,- (zu beziehen über das Ev. Pfarramt Lindenstr. 15, 7321 Zell u. A.)

ERICH SPIEGELHALTER und HANS-JÜRGEN TRUÖL: **Schwarzwald. Ein Bildband.** Verlag Herder Freiburg 1987. 80 Seiten mit 81 farbigen Fotos und einer Übersichtskarte. Gebunden DM 29,80

AUGUST FRIEDRICH BATZ: **Beschreibung der Hohen Karls-Schule in Stuttgart.** Nachdruck der Ausgabe Stuttgart 1782, Lithos-Verlag Stuttgart 1987. (Jahresgabe der Württembergischen Bibliotheksgesellschaft e. V. Vereinigung der Freunde der Landesbibliothek. 1986, Mitgliedsbeitrag DM 30,-) 256 Seiten. Leinen DM 58,-

HANS-PETER TSCHORSNIG: **Umwelt in Gefahr.** (Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Serie C, Heft 22). Staatliches Museum für Naturkunde in Stuttgart 1986. 48 Seiten mit 31 Abbildungen. Broschiert

BERNHARD ZIEGLER: **Der Weiße Jura der Schwäbischen Alb.** (Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Serie C, Heft 23). Staatliches Museum für Naturkunde in Stuttgart 1986. 71 Seiten mit 11 Tafeln, 6 Farbbildern und 51 Abbildungen. Broschiert

Kennzeichen CW/FDS. Heimatkunde der Landkreise Calw und Freudenstadt. Redaktion Bernhard Gengenbach. Verlag Bernhard Gengenbach Bad Liebenzell und Ernst Klett Verlag 1983. 227 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen, Karten und Pläne. Broschiert DM 14,-

ALOIS NIEDERSTÄTTER: **Kaiser Friedrich III. und Lindau. Untersuchungen zum Beziehungsgeflecht zwischen Reichsstadt und Herrscher in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1986. 156 Seiten. Leinen DM 48,-

WALTER KÜENZLEN: **Vom Umgang mit schwarzen Schafen. Erlesenes aus alten Kirchenbüchern.** Quell Verlag Stuttgart 1986. 160 Seiten. Kartoniert DM 16,80

WERNER SCHMIDT: **Rundwanderungen Schwäbischer Wald und Schurwald.** Vollständig überarbeitete Neuauflage. Pädagogischer Verlag Burgbücherei Schneider Baltmannsweiler 1987. 136 Seiten mit zahlreichen Kartenskizzen und Zeichnungen. Broschiert DM 16,80

RICHARD MEINEL: **Gesammelte Grüße. Baden-württembergische Sehenswürdigkeiten auf Briefmarken und alten Ansichtskarten.** Mit einem Vorwort von Hermann Walter Sieger. Silberburg-Verlag Stuttgart 1987. 72 Seiten mit 112 farbigen Abbildungen. Pappband DM 19,80

BURKHARD KROYMANN und WOLFGANG EPPLE: **Memorandum zum Schutz der Rabenvögel.** Deutscher Bund für Vogelschutz, Landesverband Baden-Württemberg e. V., Heusteigstraße 94, 7000 Stuttgart 1. 28 S., broschiert DM 2,-

Anschriften der Mitarbeiter

Heinz Bardua, Blumenstr. 22, 7052 Schwaikheim
Martin Blümcke, Eninger Weg 47, 7417 Pfullingen
Willi A. Boelcke, Prof. Dr., Eduard-Pfeiffer-Straße 39, 7000 Stuttgart 1
Manfred Bosch, Neumattenweg 30, 7888 Rheinfelden
Lutz Franke, Süddeutscher Rundfunk, Postfach 837, 7000 Stuttgart 1
Werner Fritz, Bezirksstelle für Naturschutz, Nauklerstraße 56/58, 7400 Tübingen
Gottlob Haag, Haus Nr. 62, 6994 Niederstetten-Wildentierbach
Karl Kempf, Dr., Steinriegelstraße 23, 7270 Nagold
Uwe Kraus, Dr., Weilstetterweg 10, 7000 Stuttgart-Möhringen
Karl Müller, Heidenheimer Straße 2, 7920 Heidenheim-Schnaitheim
Martin Pusch, Albstraße 3/1, 7066 Baltmannsweiler
Paul Wanner, Haidlenstraße 9, 7000 Stuttgart-Degerloch

Bildnachweis

Titelbild und S. 209: Manfred Grohe, Kirchentellinsfurt; freigegeben vom Reg.-Präs. Tübingen Nr. 42/4679; S. 178: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 180 und 185: Rupert Leser, Bad Waldsee; S. 186: Archiv Landratsamt Biberach; S. 189 und 190: Josef Ege, Bad Schussenried; S. 191: Martin Gerber, Biberach; S. 193, 195 und 197: Berthold Linder, Hirlingen; S. 201: Badisches Landesmuseum Karlsruhe; S. 204: Rudi Bahlinger, Heidenheim-Aufhausen; S. 207: Privatbesitz; S. 211 und 215: Martin Pusch, Baltmannsweiler; S. 217, 219 und 223: Evangelisches Gymnasium Blaubeuren; S. 220, 221, 224, 225 und 226: Paul Wanner, Stuttgart-Degerloch.

Eine Million Mark für Tümpel und Moore

(STZ) Kräftig steigern will man im Landratsamt Ravensburg 1987 die Ausgaben für den Landschafts- und Naturschutz. Etwa eine Million Mark wurden dem oberschwäbischen Kreis jetzt vom Stuttgarter Landwirtschaftsministerium zur Verfügung gestellt. Dieses Geld soll in erster Linie für den Schutz der bedrohten Feuchtgebiete verwendet werden. Der Kreis nimmt mit seinen 2500 Feuchtgebieten, die vom ökologisch bedeutsamen «Sumpfloch» bis hin zu den großen Mooren reichen, die Spitzenstellung im Land ein. Etwa 80 Prozent aller Feuchtgebietsflächen im Regierungsbezirk Tübingen liegen im Ravensburger Kreis.

Bereits vor vier Jahren hatte eine vom Landratsamt beauftragte Kommission festgestellt, daß sich von den 5400 Hektar Feuchtgelände bereits 3300 Hektar im Übergang zum ökologisch weniger interessanten «Normalzustand» befinden. Die Ursache für dieses Sterben der Feuchtgebiete lag in der fehlenden Pflege. Durch den technischen Fortschritt in der Landwirtschaft entfällt beispielsweise der für die Erhaltung der Streuwiesen notwendige jährliche Düngeschnitt.

Die Naturschützer im Landkreis ängstigt vor allem die Geschwindigkeit, mit der Feuchtgebiete und Streuwiesen unwiederbringlich verschwinden und damit ökologisch hochwertige Lebensräume zerstört werden. Deshalb entschloß man sich im Landratsamt bereits früh, diese für die Artenvielfalt verhängnisvolle Entwicklung zu stoppen. In den letzten Jahren wurden die vom Land Baden-Württemberg zur Verfügung gestellten Gelder verstärkt in die Pflege von Feuchtgebieten investiert. Partner war hierbei stets die Landwirtschaft. Mit 230 Landwirten wurden sogenannte Feuchtgebietspflegeverträge abgeschlossen.

Landespreis für Heimatforschung

(lsw) Der mit 5000 Mark dotierte Landespreis für Heimatforschung ist in diesem Jahr dem 40jährigen Michael S. Koziol aus Schwäbisch Hall zuerkannt worden. Wie der Württembergische Genossenschaftsverband in Stuttgart mitteilte, habe die Jury mit dieser Auszeichnung Koziols Dokumentation «Rüstung, Krieg und Sklaverei – der Fliegerhorst Schwäbisch Hall Hessental und das Konzentrationslager» gewürdigt.

Der Landespreis ist eine Stiftung der Württembergischen Volksbanken und Raiffeisenbanken, der Landesregierung und der Arbeitsgruppe Heimatpflege Baden-Württemberg und wird in diesem Jahr zum sechsten Mal verliehen. Insgesamt 300 Werke gingen ein, die Auskunft gaben über die Arbeit der zahlreichen Heimatforscher im deutschen Südwesten.

Die beiden Förderpreise zu je 2500 Mark erhalten Eugen Bellon aus Kernen-Stetten im Rems-Murr-Kreis und Peter Schührer aus Wäschensbeuren im Kreis Göppingen. Der ebenfalls mit 2500 dotierte Jugend-Förderpreis geht an Albrecht Ernst aus Mosbach-Lohrbach im Neckar-Odenwald-Kreis. Die Preise sollen Ende August in Stuttgart übergeben werden.

Koziol ist Lokalredakteur beim Haller Tagblatt. In seinem Werk berichtet er nach Auffassung der Jury lebendig, anschaulich und detailliert über eine Garnisonsstadt in der Zeit des Nationalsozialismus. Er recherchierte bei etwa 100 Archiven, Organisationen und staatlichen Stellen in Ost und West und befragte rund 150 Zeitzeugen. Daraus entwickelte sich eine umfassende Schilderung des militärischen Flugplatzes von Schwäbisch Hall. Die 246 Seiten starke Arbeit ist im Thorbecke Verlag Sigmaringen erschienen.

Bürgerentscheid über Ulmer Münsterplatz

(lsw) Über die Neugestaltung des Münsterplatzes in Ulm werden die Bürger entscheiden. Der Gemeinderat stimmte am 29. April einstimmig einem Bürgerentscheid zu. Mit großer Mehrheit wurde der 20. September 1987 als Termin befürwortet.

Bei diesem ersten Bürgerentscheid in der Geschichte Ulms werden die Bürger über die Frage abstimmen, ob die Stadt Ulm auf dem südwestlichen Teil des Münsterplatzes eine öffentliche Einrichtung (Ausstellungsbau oder ähnliches) errichten soll. Wenn 30 Prozent, also rund 21 400 der wahlberechtigten Ulmer Bürger mit Nein stimmen, gilt der Bau nach Plänen des New Yorker Architekten Richard Meier als abgelehnt. Gegen den Bau hatten bei dem von dem Verein «Alt-Ulm» eingeleiteten Bürgerbegehren (Motto «Keine Überbauung des Münsterplatzes») über 17 000 Wahlberechtigte gestimmt und einen Bürgerentscheid gefordert.

Oberbürgermeister Ernst Ludwig kündigte nun an, man müsse die Bürgerschaft noch mehr aufklären und «rüberbringen, was wir wollen». Es müßten jetzt verstärkt Argumente ausgetauscht und Vorurteile abgebaut werden. Diese Meinung vertraten auch Sprecher aller Fraktionen.

Der Ulmer Gemeinderat hatte am 18. Februar 1987 bei lediglich zwei Stimmenthaltungen den amerikanischen Architekten mit der Weiterentwicklung seiner Planungen beauftragt. Meier war Sieger eines von der Stadt Ulm international ausgeschriebenen Wettbewerbs. Der von der Fachwelt ebenso wie von großen Teilen der Ulmer Bürgerschaft als «Glücksfall» gepriesene Entwurf des amerikanischen Architekten war von dem Verein «Alt-Ulm» als zu «gigantisch» abgelehnt worden. Der Bau sei ein «Fremdkörper» und passe nicht vor das 600 Jahre alte gotische Münster.

Pfullingen präsentiert seine Geschichte

(STZ) Hinter dem mächtigen Reutlingen hat es das kleinere Pfullingen schwer, sich Geltung im Lande zu verschaffen, obwohl es einst die «Bastion Württembergs» gegen die Freie Reichsstadt war. Um so mehr ist die Stadt Pfullingen stolz darauf, daß sie 150 Jahre älter ist als Reutlingen und nunmehr seine Stadtgeschichte im restaurierten «Schlößle» und seiner Scheuer aus dem 15. und 16. Jahrhundert in einem Museum präsentieren kann – samt den Pfullinger Heiligen St. Wolfgang und St. Konrad, deren Andenken in der altwürttembergischen Stadt seit der Reformation verdrängt worden ist.

Nachdem die Pfullinger 1968 für ihr neues Gymnasium die alte Klostermühle abgebrochen hatten, waren sie selber betroffen über den Verlust und beschlossen, hinfort ihren historischen Gebäuden mehr Denkmalpflege angedeihen zu lassen. 1978/79 wendeten sie mit Hilfe des Landes eine Million Mark auf für die Erneuerung von «Schlößle» und Scheuer, in denen sie jetzt auf 300 Quadratmetern Ausstellungsfläche ihre historischen Zeugnisse von Bodenfunden aus der Vor- und Frühgeschichte bis zu Erinnerungsstücken an die Industrialisierung in Pfullingen präsentieren.

Nach dem Rat der Landesstelle für die Betreuung nichtstaatlicher Museen hat Pfullingen in seiner Museumskonzeption thematische Schwerpunkte und damit zugleich den Arbeiterbauern von Pfullingen ein Denkmal gesetzt. Fuhrwerk und Arbeitsgerät der Landwirte, von der Futterschneidmaschine bis zur Obstbaumspritze und der Schnapsbrennerei für den heimischen «Obstler», sind im Scheunengebäude versammelt.

Dabei spielt der Obst- und Gartenbauverein eine wichtige Rolle. Die Stadt ist auch bei der Einrichtung, der Unterhaltung und dem Betrieb ihrer Museen auf die Mitarbeit der 46 Pfullinger Vereine angewiesen. Denn außer dem Stadtgeschichtlichen Museum im Schlößle baut Pfullingen derzeit die ehemalige Baumannsche

Mühle aus, in der die frühere «Mühlenstadt» mit einstmals 23 Mühlen an der Echaz ein Mühlenmuseum einrichten will, und das Württembergische Trachtenmuseum des Schwäbischen Albvereins, das dessen Hauptverein zu seiner 100-Jahr-Feier im Juni 1988 hier eröffnen wird.

Ein Arbeitskreis von Frauen des Schwäbischen Albvereins um Hilde Walzer (Stuttgart) ist dabei, die 1100 Stücke des künftigen Trachtenmuseums zu inventarisieren und zu restaurieren. Pfullingen rechnet zuversichtlich mit dem Besuch von zahlreichen Albvereinen in dem Trachtenmuseum. Bürgermeister Rudolf Heß sieht in der Investition von annähernd zwei Millionen Mark in die drei Museen der Stadt «einen konsequenten Schritt in Richtung Fremdenverkehr».

Flächenverbrauch im Land stark gesunken

(lsw) Die Ausweisung von Bauflächen ist in Baden-Württemberg drastisch zurückgegangen. Während Anfang des letzten Jahrzehnts täglich noch annähernd 25 Hektar Flächen als Bauland ausgewiesen worden seien, seien es zehn Jahre später nur noch zwölf Hektar pro Tag gewesen. Dies teilte das Landesinnenministerium mit.

Die Flächeneinsparungen seien vor allem dem von der Landesregierung konsequent verfolgten Grundsatz «Ausbau vor Neubau», der Sanierung der historischen Stadtkerne und der Arbeit der Regionalverbände zu verdanken. Der Erfolg des Prinzips «Ausbau vor Neubau» zeigte sich besonders deutlich beim Vergleich des Zuwachses der Verkehrsflächen mit dem Flächenzuwachs für Wohnungsbau. Der Flächenerhebung 1985 zufolge dienten rund 80 Prozent der Bauflächen unmittelbar Wohnzwecken oder der wohnungsbezogenen Infrastruktur wie zum Beispiel Kindergärten, Schulen oder Sportplätzen. Dementsprechend entfielen beim Straßenbau 80 Prozent auf Gemeindestraßen zur Erschließung der wohnbezogenen Siedlungsfläche in Baden-Württemberg.

Schaubauernhof in Kleinhohenheim?

(STN) Für die Universität Hohenheim ist die Idee «unvorstellbar». Bei der Wilhelma zeigt man sich stark verwundert. Einzig der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND (SH) als Initiator kann offensichtlich der Idee, den geplanten Schaubauernhof nicht im Rosensteinpark unterzubringen, nur positive Seiten abgewinnen. Statt in der Grünanlage, die nach und nach nicht nur von der Wilhelma «angeknabbert» worden ist, schwebt dem SH-Vorsitzenden Hans Lorensen ein Standort am Rande des Erholungsgebiets Oberer Wald bei Degerloch vor – in unmittelbarer Nähe des von den Hohenheimer Agrarwissenschaftlern bewirtschafteten Guts Kleinhohenheim.

Damit können nach Lorensens Auffassung zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden. Der Rosensteinpark wird in seiner ökologischen und klimatischen Funktion inmitten der Stadt nicht weiter beschnitten, das Land könnte seine Absicht, die eigenen Domänen umweltfreundlich zu bewirtschaften, in die Tat umsetzen. Zudem sieht Lorensen Möglichkeiten, Kleinhohenheim über eine sogenannte Grünbrücke mit dem Naturschutzgebiet Eichenhain zu verbinden.

Gerade diese Überlegung stößt bei der Universität Hohenheim auf Unverständnis. Angesichts der Lage der Domäne in einem Landschaftsschutzgebiet wird von einer «unvertretbaren Belastung» gesprochen, falls die für einen Schaubauernhof notwendige Infrastruktur – unter anderem Parkplätze – ins Gelände eingebaut werden müsse. Zudem heißt es, der Charakter dieser Demonstrationseinrichtung lasse sich nicht mit dem Aufbau, den Abläufen und den Zielen einer Versuchsstation vereinbaren, wie sie die Domäne darstellt.

Der Wilhelma käme der nun vorgeschlagene Standort alles andere als gelegen. Schließlich gehört der Schaubauernhof zu jenem Ausbaukonzept, das mit Blick auf die Internationale Gartenbauausstellung bis 1993 verwirklicht werden soll – einschließlich einer dringend benötigten ländlichen Gaststätte mit 280 Plätzen.

Millionen für Schutz des Wurzacher Rieds

(STZ) Einem bedeutenden Naturschutzprojekt, nämlich der Sicherung des Wurzacher Rieds, hat der Ravensburger Kreistag grundsätzlich zugestimmt. Es geht dabei um voraussichtlich 25 Millionen Mark, die innerhalb von acht Jahren für den Grunderwerb und die Renaturalisierung ausgegeben werden sollen. Bis zu 90 Prozent der Aufwendungen können, wie Landrat Guntram Blaser sagte, aus einem Topf des Bundesumweltministeriums finanziert werden. Der Kreis hätte jährlich zwischen 350 000 und 450 000 Mark bereitzustellen, was immer noch, meinte Blaser, eine ganz erkleckliche Belastung sei. Nach einem unerwartet einstimmigen Beschluß wird sich der Kreis gemeinsam mit der Bezirksstelle für Naturschutz in Tübingen für dieses Projekt bewerben.

Die nunmehr vorliegende Planung sieht vor, daß der Kernbereich, der bisher schon geschützt war, weiterhin unter Naturschutz steht. Er soll am Rand durch eine 1200 Hektar große Pufferzone, die weitgehend unter Landschaftsschutz gestellt wird, ergänzt werden. Diese Pufferzone, die zum Teil landwirtschaftlich genützt wird, dürfte noch etliches Konfliktpotential enthalten. Denn hier strebt man eine extensive Bewirtschaftung an, was bedeutet, daß die Bauern aus dem Ökologieprogramm der Landesregierung entschädigt werden müssen. Auch die Abgrenzung der Randzone ist noch nicht endgültig.

Von erheblichem Vorteil ist, daß das Land Baden-Württemberg bereits 950 von den 1400 Hektar des Naturschutzgebiets gekauft hat. Der Ankauf der restlichen Flächen mit maßgeblicher Bundeshilfe ist daher das wichtigste Ziel des Landkreises Ravensburg als Träger des Vorhabens. Auch in der Randzone will man Grundstücke erwerben. Damit sind Tauschgeschäfte möglich, um das eigentliche Ried von privater Nutzung freizumachen. Man rechnet damit, daß viele Landwirte daran interessiert sind, ihre Grundstücke im Naturschutzgebiet abzustoßen. Dies habe

sich auch bei den bisherigen Gesprächen abgezeichnet, hieß es.

Der Plan sieht weiter vor, die ursprüngliche Vegetation des Rieds wiederherzustellen und Gehölze zu beseitigen oder auszulichten. Sodann wird die Wasserwirtschaft des Rieds regeneriert und das Wegenetz so umgestaltet, daß Störungen von empfindlichen Bereichen ferngehalten werden. Auch an die Folgekosten hat man gedacht: Nach dem Auslaufen der Projektförderung durch den Bund übernimmt das Land die Pflege der Grundstücke.

Lauter wird zeitweise für Wassersportler gesperrt

(STZ) Zwar wird der Wassersport auf der Großen Lauter im Kreis Reutlingen südlich von Münsingen nicht völlig verboten, aber künftig doch durch eine Verordnung des Landratsamts Reutlingen im Einvernehmen mit der Bezirksstelle für Naturschutz erheblich eingeschränkt zugunsten des Lebensraums von schutzbedürftigen Pflanzen und Tieren. Dies geht aus einer Pressemitteilung des Regierungspräsidiums Tübingen hervor. Im Mittelabschnitt zwischen Buttenhausen und Anhausen wurden im vergangenen Sommer an Sonntagen bis zu 60 Boote in der Stunde auf der Großen Lauter gezählt. Sie verursachten erhebliche Schäden. Am meisten stören offenbar die schwer zu lenkenden Flöße, Gummireifen und Luftmatratzen sowie Boote mit ungeübten Paddlern. Hinzu kommt, daß die Wassersportler beim Anlanden Schäden an der Uferzone verursachen und an ihren «Landeplätzen» auf den Uferwiesen lagern. Künftig soll der Mittelabschnitt der Großen Lauter zwischen Buttenhausen und Anhausen vom 15. März bis 30. Juni, also der Zeit der Revierbildung, Brut und Mauser von etwa 50 Vogelarten, vollständig für den Wassersport gesperrt werden, zumal es sich dabei auch um die Hauptvegetationszeit der bedrohten Pflanzen handelt. Vom 1. Juli bis 30. September wird der Wassersport auf der Großen Lauter an den Wochenenden zwar nicht vollständig verboten, aber eingeschränkt.

Naturschutzgebiet «Unterer See»

(STZ) Badefreunde und Sonnenanbeter werden an dem frisch gefüllten «Unteren See» auf Markung Vaihingen-Horrheim keine Freude finden: Ein breiter Schilfgürtel und die Naturschutzverordnung sollen das ausschließlich für Tiere und Pflanzen bestimmte Reservat gegenüber naturfremden Einflüssen abschirmen. Im März ist das in vielfältiger Hinsicht beispielhafte Projekt «Unterer See» im Beisein von Minister Gerhard Weiser und Regierungspräsident Dr. Manfred Bulling offiziell seiner Bestimmung übergeben worden.

Das rund siebzehn Hektar große Gebiet zwischen Horrheim und Sersheim ist nach Ansicht des Ministers ein Beispiel dafür, wie gut ehrenamtlicher und behördlicher Naturschutz zugunsten der bedrohten Tier- und Pflanzenwelt zusammenarbeiten können. Seit siebzehn Jahren kümmert sich der Deutsche Bund für Vogelschutz um den Aufkauf von Gelände, um im Gebiet der einstigen Fischteiche des Klosters Maulbronn eine Naturoase anzulegen. Mit 200 000 Mark hat das Land Baden-Württemberg den Vogelschützern beim Grundstückskauf finanziell unter die Arme gegriffen.

Den großen Durchbruch für die Wiederbelebung der alten Seen brachte die Deutsche Bundesbahn: Von 1,3 Millionen Mark, die der Bahn als Ausgleichsabgabe für den Bau der Schnellbahntrasse abverlangt werden, fließen mehr als eine Million Mark in das Projekt «Unterer See». Erst durch diese Finanzspritze war es möglich, daß die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart hier eine Naturschutzzone planen konnte, die in dieser Struktur und Größe im Regierungsbezirk einzigartig ist.

Ein kleines Zugeständnis haben sich die amtlichen Naturschützer abringen lassen: am Rande des Reservats wird eine kleine Aussichtskanzel eingerichtet, die aus sicherer Entfernung kleine Einblicke in jene Oase gewährt, in der Tiere und Pflanzen unter sich bleiben sollen.

Dokumentation zum Kirchenkampf vorgelegt

(lsw) Mit sechs Bänden samt Ergänzungsband dokumentiert die Evangelische Landeskirche in Württemberg nun ihre Geschichte im «Dritten Reich». Das Gesamtwerk ist nach Angaben der Kirche, die am 25. März in Stuttgart den letzten Band vorstellte, bisher einmalig unter den Landeskirchen. Seit 1968 war es unter Federführung von Archivdirektor Gerhard Schäfer herausgegeben worden. Die Landeskirche unterstützte die rund 6500 Seiten umfassende Darstellung mit über 300 000 Mark.

Wie Schäfer, ein angesehener Kirchenhistoriker und für seine Arbeit mit dem theologischen Ehrendoktor der Universität Tübingen ausgestattet, bei der Präsentation erklärte, habe er bei seiner 18jährigen Herausgeberebertätigkeit in völliger wissenschaftlicher Freiheit arbeiten können. Die Bände über die Jahre von 1931 bis 1945 umfassen das Verhalten der dem NS-Staat nahestehenden «Deutschen Christen» ebenso wie das der standhaften Warner vor dem Paktieren der Kirche mit den Machthabern und den Judenverfolgungen. Die darin enthaltenen über 3 500 Dokumente reichen von Berichten über Übergriffe der Partei, Erlassen der Kirche bis zu Briefen ihrer Leitung an Pfarrer und Frontsoldaten. Zudem ist der Schriftwechsel von Landesbischof Theophil Wurm mit den höchsten Stellen von Partei und Staat enthalten.

Im «Dritten Reich» gehörte die Württembergische Landeskirche zu den sogenannten «intakten Kirchen», deren Mitglieder trotz anfänglicher Begeisterung für den von Adolf Hitler verkündigten Wiederaufstieg Deutschlands bekenntnistreu blieben. Im Gegensatz zu anderen Landeskirchen gelang den «Deutschen Christen» in Württemberg nicht, die Macht in der Kirche zu erringen. Ihr legendärer Landesbischof Wurm verteidigte mutig die Unabhängigkeit seiner Kirche und erwehrte sich nach Kräften staatlicher Übergriffe. Mit Württembergs NS-Gauleiter Wilhelm Murr führte er einen ständigen Kleinkrieg – «Murr wurmt es, daß Wurm murt», hieß es im Volksmund.

Dank Wurms Initiative schlossen sich die Evangelischen Landeskirchen in Westdeutschland nach dem Krieg zur Evangelischen Kirche in Deutschland (EKiD) zusammen. Aufgrund der im Kirchenkampf bewiesenen Integrität Wurms sowie des Stuttgarter Schulbekenntnisses von 1945 fiel dem württembergischen Landesbischof dabei die Führungsrolle zu.

Archiv Gebhard Müller im Hauptstaatsarchiv

(PM) Der frühere Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern, Ministerpräsident von Baden-Württemberg und Präsident des Bundesverfassungsgerichts Prof. Dr. Gebhard Müller übergab sein persönliches Archiv dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

Der Nachlaß enthält Briefsammlungen, Gesprächsprotokolle, Redemanuskripte, Dokumentationen und Druckschriften über nahezu alle politischen Fragen der Nachkriegszeit bis zur unmittelbaren Gegenwart. Schwerpunkte der Unterlagen bilden der demokratische Wiederaufbau nach 1945, das Ringen um den Südweststaat, die Anfänge des Bundeslandes Baden-Württemberg und staatsrechtliche Themen. Gesprächs- und Briefpartner Gebhard Müllers waren neben Landespolitikern auch Vertreter der Besatzungsmächte (u. a. der französische Außenminister Schuman, François Poncet, General Widmer, General Clay) und führende Bundespolitiker (darunter Adenauer, Heuss, Erhard und Kiesinger). Einige Teile der Sammlungen gehen in die Zeit vor 1945 zurück und dokumentieren Verhältnisse der Weimarer Republik und des Dritten Reiches.

Das Archiv Gebhard Müller ist für die Forschung vom Jahre 1991 an beschränkt und von 2001 an – nach den Regeln staatlicher Archivbenutzung – frei zugänglich. Darüber hinaus erklärte sich Herr Präsident Müller bereit, für bestimmte wissenschaftliche Zwecke schon jetzt Einsicht in sein Archiv zu gewähren.

Die typischen Albheiden schrumpfen immer mehr

(lsw) Die typischen Albheiden schrumpfen immer mehr. Besonders hohe Verluste hat der Landkreis Göppingen erlitten. Dies gab die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Stuttgart in einer Mitteilung bekannt.

Er hat seit Beginn dieses Jahrhunderts 70 Prozent und in den vergangenen 20 Jahren allein die Hälfte des ursprünglichen Bestands an Heideflächen verloren. Statt über 2000 Hektar sind es jetzt nur noch 640. Fast zehn Prozent der verlorenen Heideflächen wurden überbaut oder zu Steinbrüchen gemacht. 18 Prozent sind Viehweide geworden, 26 Prozent wurden aufgeforstet, der Rest überwucherte oder verbuschte. Auch von den verbliebenen Heiden ist nach Angaben der Bezirksstelle bereits die Hälfte stark verwachsen.

Rems-Murr-Kreis vergibt erstmals Heimatpreis

(lsw) Der Landrat des Rems-Murr-Kreises, Horst Lässig, hat die Bevölkerung zur Teilnahme an dem erstmals ausgeschriebenen Wettbewerb um den Heimatpreis des Landkreises aufgerufen. Der Preis solle eine Auszeichnung und ein Anreiz für die vielen im Rems-Murr-Kreis tätigen Bürgerinnen und Bürger sein, sich intensiv mit den geschichtlichen und kulturellen Traditionen ihres heimatlichen Lebensraumes zu beschäftigen. Auszeichnungswürdig seien unter anderem Aktivitäten, die brauchwürdiges Leben, Volksmusik und Wissenswertes über die geschichtsträchtige Vergangenheit des Landkreises vermitteln, ehrenamtliches Engagement bei der Gestaltung, dem Aufbau und der Ausstattung von Heimatmuseen sowie Anstrengungen im Bereich der Heimatkunde. Von dem mit insgesamt 8000 Mark dotierten Heimatpreis entfallen 5000 Mark auf den ersten, 2000 auf den zweiten und 1000 Mark auf den dritten Preis. Bewerbungen müssen bis spätestens 30. September beim Landratsamt Rems-Murr-Kreis (Postfach 1413, 7050 Waiblingen) eingereicht werden.

Erzgrube Wasseralfingen wird Schaubergwerk

(Isw) Eine neue Attraktion bekommt Aalen im September: Die ehemalige königlich-württembergische Erzgrube im Stadtbezirk Wasseralfingen soll bis dahin zu einem Besucherbergwerk ausgebaut sein. Die Anlage ist schon aus ihrem 60 Jahre währenden Dornröschenschlaf erwacht. Im «Tiefen Stollen», der im 19. Jahrhundert zum Eisenerzbergwerk «Wilhelm» – dem größten staatlichen Untertagebetrieb Württembergs – gehörte, wird wieder gearbeitet. Die Mitglieder des neugegründeten Fördervereins Besucherbergwerk demonstrieren mit Aalens Oberbürgermeister Ulrich Pfeifle an der Spitze Bürgerinitiative. Durch eine Bausteinaktion will der Verein die Mittel zur Finanzierung einer Grubenbahn mit 60 Zentimeter Spurbreite aufbringen, die inzwischen auch in einer stillgelegten Zeche im Ruhrgebiet gefunden wurde. Die Bahn ist für die zügige Fortsetzung der Sanierungsarbeiten unbedingt notwendig und wird anschließend als Besucherbahn eingesetzt. Um allerdings die Eröffnung des Besucherbergwerks anlässlich der Reichsstädter Tage am 9. September 1987 sicherzustellen, engagiert sich die Stadt Aalen als Bauherr mit 670 000 Mark. Eine Spezialfirma und zehn Facharbeiter, die mit Unterstützung des Arbeitsamtes über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen finanziert werden, sind unter der Kontrolle des Landesbergamtes und des Landesdenkmalamtes tätig.

Von insgesamt 6,5 Kilometer Stollensystem im Brauenberg werden 800 Meter begehbar gemacht. Einige hundert Meter sind bereits in reiner Gewölbe- und Ziegelmauerung saniert. Der Stahlstrebenausbau der Strecken, senkrecht gestellte Eisenbahnschienen, die mit Gesteinsmaterial hinterfüllt wurden und vor über hundert Jahren eine luxuriöse technische Besonderheit des Wasseralfinger Bergwerks darstellten, werden derzeit neu gestellt und die ehemals losen Natursteine eingemauert. Außerdem ist man dabei, eine Abzweigung des Hauptstollens in den Schacht I wieder zu öffnen. Diese Erzabbau-Kammer,

genannt «Alter Mann», gehört zum abgebauten Bereich, der «verfüllt» werden mußte.

Parallel zu den Arbeiten vor Ort wird unter der Federführung des Stadtarchivs die Konzeption für ein in das Schaubergwerk integriertes Museum erarbeitet. In den 400 Meter tief im Berg liegenden Formsand-Abbauhallen soll die Geschichte des Erzbergbaus und der Menschen, die von 1635 an im Brauenberg arbeiteten, transparent gemacht werden. In zwölf Hallen mit nahezu 2500 Quadratmetern Grundfläche sind Ausstellungen über Erzlagerstättenkunde, untätiges Montanwesen, die Eisenverarbeitung von der Keltenzeit bis zur modernen Eisenverhüttung sowie über die Arbeits- und Sozialgeschichte des Aalener und Wasseralfinger Reviers vorgesehen.

Inventarisierung bei nichtstaatlichen Museen

(PM) Im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg hat die Landesstelle für Museumsbetreuung in Tübingen dem Museumsverband Baden-Württemberg in Schwäbisch Gmünd bereits mehr als 103 000 Mark an Zuwendungen aus Mitteln zur Förderung der Kunst bewilligt, damit das Sonderprogramm «Inventarisierung» an nichtstaatlichen Museen anlaufen kann. Die Landesregierung hat für dieses Programm in den Jahren 1986/88 je 1,5 Millionen DM bereitgestellt.

Bei vielen kommunalen oder privaten Museen sind oft wertvolle und einzigartige Bestände nicht inventarisiert. Die Inventarisierung ist nicht nur wegen der Gefahr des Diebstahls, sondern vor allem zur Erschließung der Bestände dringend erforderlich. Ohne Erschließung ist die Dokumentation der Exponate nicht möglich. Auch können die einzelnen Bestände nur durch die Inventarisierung der wissenschaftlichen Auswertung zugeführt werden.

Der Museumsverband Baden-Württemberg unterstützt das Land bei der Durchführung dieses Sonderprogramms.

Hochwasserschutz im Leingebiet «vorbildlich»

(Umi) Als «Vorbild über die Landesgrenzen hinaus» hat Ministerialdirektor Alois Sabel das System von Hochwasserrückhaltebecken bezeichnet, mit dem in den vergangenen 30 Jahren der Hochwasserschutz im Leingebiet und im oberen Kochertal sichergestellt wurde. Beim 30jährigen Jubiläum des Wasserverbands Kocher-Lein in Alfdorf-Pfahlbronn (Rems-Murr-Kreis) am 29. April 1987 hob Sabel hervor, die dortigen Rückhaltebecken seien vielfach als «mustergültig» anerkannt worden.

Wie Sabel weiter sagte, sei es im Leingebiet und im oberen Kochertal gelungen, die aktive Erholung auf einen Teil der Rückhaltebecken zu konzentrieren und einen anderen Teil der Becken eher ruhigen Erholungsformen oder Lebensräume für die Tier- und Pflanzenwelt vorzubehalten.

Jagdverband richtet Biotopfläche ein

(Isw) Die Naturland GmbH des Landesjagdverbandes Baden-Württemberg hat in den bisher zwei Jahren ihres Bestehens im Lande 65 Hektar wertvolle Biotopflächen gekauft oder gepachtet, die von Jägern betreut werden. Wie der Verband mitteilte, wurden zusammen mit Planungs- und Ausführungskosten sowie Zuschüssen an Kreisjägereinigungen und einzelne Jagdpächter rund 173 000 Mark für die Gestaltung von biologisch bedeutenden Feuchtgebieten aufgewandt.

Die Mittel wurden fast ausschließlich von den Jägern selbst über die Jagdabgabe aufgebracht. Auch wachse die Zahl der Spenden aus der Wirtschaft, von Privatpersonen sowie die Zuweisung von Bußgeldern. Staatliche Zuschüsse erhalte die Naturland GmbH bisher nicht, obwohl die Gesellschaft neben der Biotop-Hege auch Forschungsvorhaben auf den Gebieten der Wild- und Vegetationskunde finanziere. Die Vereinigung hat bereits jetzt 15 weitere Projekte mit 21 Hektar Fläche in Planung.

Erste Städtepartnerschaft zum Naturschutz

(Umi) Die 4200 Einwohner große Gemeinde Sersheim im Landkreis Ludwigsburg hat die Idee von Minister Gerhard Weiser, den Umweltschutz in die Städtepartnerschaft hineinzu-tragen, spontan aufgegriffen und ihrer Partnergemeinde Canale in Italien ein Feuchtbiotop geschenkt. Wie Weiser am 8. Mai 1987 mitteilte, ist damit die erste Gemeindepartnerschaft zum Naturschutz in Europa perfekt. Vertreter aus Canale haben am 20. und 21. Juli 1987 in Sersheim eine Patenschaftsurkunde für das Feuchtbiotop erhalten. Im Herbst soll dann in Italien das Feuchtbiotop angelegt werden.

Gedacht ist an ein etwa 40 Ar großes Gebiet in einem kleinen, nur sehr schwer zugänglichen Tal, wo das einzige feuchte Areal auf der Gemar-kung durch Verschlammung längst seine ökologische Bedeutung verloren hat. Als Puffer wird ein benach-barter – jetzt intensiv genutzter – Maisacker stillgelegt und sich dann selbst überlassen. An das künftige Schutzgebiet schließt sich ein ausge-dehntes Areal mit Hecken, Gehölzen und unzugänglichen Felsbereichen an. Das Ganze ist laut Bürgermeister Peter Noak ein ideales Gebiet als Rast-platz für Zugvögel auf dem Weg in die Winterquartiere in Afrika. Bürger-meister Emilio Barbero von Canale und der dortige Gemeinderat haben die Idee der Sersheimer begeistert aufgenommen. Die Naturschutz-patenschaft hat also schon eine ökolo-gische Verständigung in Gang ge-setzt.

Minister Weiser hat die Aktion der Gemeinde Sersheim als ein «rich-tungsweisendes Beispiel für eine grenzübergreifende Umweltverständ-igung» und einen «herausragenden Beitrag zum Europäischen Umwelt-jahr» bezeichnet. Wie das Umweltmi-nisterium bekanntgab, wird das Na-tionale Komitee zum Europäischen Umweltjahr in Bonn die Gemeinde Sersheim beim Rat der Gemeinden und Regionen Europas mit Sitz in Pa-riis zur Auszeichnung als «Euro-päische Umweltkommune» vorschla-gen.

Spitzen-Einwohnerzahl im Südwesten

(lsw) Baden-Württemberg hat An-fang dieses Jahres die höchste Bevöl-kerungszahl seiner Geschichte er-reicht. Dies teilte das Statistische Lan-desamt mit. Anfang 1987 lebten dem-zufolge in Baden-Württemberg 9,327 Millionen Menschen. Darunter wa-ren knapp 0,9 Millionen ausländische Mitbürger, was einem Ausländeran-teil von 9,6 Prozent entspricht. Gegenüber Anfang 1986 stieg die Be-völkerungszahl damit etwa um 55 400. Davon entfielen den Angaben zufolge 8 600 Personen auf Geburten-überschuß und 46 800 auf sogenann-ten Wanderungsgewinn.

Unteres Remstal unter Naturschutz

(STN) Die Rems, ihre Ufer und die fla-che Talauße zwischen Waiblingen und Remseck-Neckarrems stehen nun endgültig unter Naturschutz. In Zu-kunft ist es verboten, auf diesem 158 Hektar großen Gelände auch nur das Geringste zu verändern.

Das gilt insbesondere für Landwirte, die in der Vergangenheit hin und wie-der ein Stück Wiese zu einem Acker umpflügten. Aber auch Spaziergän-ger können an der Rems nicht mehr tun und lassen, was ihnen gerade ein-fällt. Der Erlaß des Regierungspräsi-diums verbietet Feuermachen, Zel-ten, Blumenpflücken oder Modell-flugzeuge innerhalb des Gebiets star-ten und landen zu lassen. Zwischen Naturschutzgebiet und den dichtbe-siedelten Städten und Gemeinden legte das Regierungspräsidium ein 251 Hektar großes Landschaftschutz-gebiet als Pufferzone, vorwiegend die Talhänge entlang der Rems.

Über das Naturschutzgebiet Unteres Remstal wird bereits seit 1985 disku-tiert. Die Gegend gilt als einer der landschaftlich schönsten und stillsten Winkel der weiteren Umgebung Stuttgarts. Sie stellt trotz der Nähe zum dichtbesiedelten Ballungsgebiet ein ideales und vor allem großes Aus-gleichs- und Rückzugsgebiet für Pflanzen und Tiere dar.

Tübinger Gemeinderat gegen Golfplatz

(lsw) In der Stadt Tübingen wird es keinen Golfplatz geben. Nach wo-chenlangen Diskussionen in der Öff-entlichkeit hat der Tübinger Gemein-derat am 1. Juni ohne Debatte mit 33 gegen 27 Stimmen den von der würt-tembergischen Hofkammer beantrag-ten Golfplatz vor den Toren der Stadt im Ammertal abgelehnt.

Die Hofkammer will auf ihrer Do-mäne Ammerhof den Landwirt-schaftsbetrieb aus Wirtschaftlich-keitsgründen einstellen. Während die Befürworter in dem Golfplatz eine umweltfreundliche und landschafts-schonende Nutzung sowie eine opti-male Möglichkeit der Umwidmung landwirtschaftlicher Flächen sahen, machten die Gegner geltend, daß ein solcher Platz einen erheblichen Ein-griff bedeute und nur einer elitären Gruppe diene. In der weiteren Umge-bung Tübingens gebe es bereits meh-rere Golfplätze, wurde von Stadträ-ten argumentiert.

Alte Rinderrasse soll nicht aussterben

(STZ) Die Rinder-Rasse «Limpurger» oder «Leintäler», vor dem Zweiten Weltkrieg mit 13 000 Tieren im Schwäbischen Wald und im Leintal bei Schwäbisch Gmünd zu finden, soll neu belebt werden. Obwohl nur noch in einem Dutzend landwirt-schaftlicher Betriebe etwa 40 bis 50 «Limpurger» zu finden sind, beste-hen gute Chancen, die «Limpurger»-Blutführung zu bewahren und die Zucht zu intensivieren. Bei der Grün-dung einer Züchtervereinigung «Limpurger»-Rind in Horn bei Schwäbisch Gmünd wurde beschlos-sen, zunächst alle Rinder und Kühe dieser im Aussterben befindlichen Rasse herdbuchmäßig zu erfassen, Bullen mit größtmöglichen Anteilen an «Limpurger»-Blut zum Einsatz zu bringen und möglicherweise an einer 17 Jahre alten Kuh mit sehr hoher «Limpurger»-Blutführung Embryos zu transferieren.

Rettungsaktion für Bodensee-Schilf

(SB) Abgeschlossen ist die größte Schilfrettungsaktion am Bodensee, bei Immenstaad an der Lippach-Mündung. Durch Eutrophierung (Überdüngung) mit vermehrtem Algenwuchs, Erosion, Treibgut und Wassersport sind hier in den vergangenen Jahren 2,9 Hektar Schilfbestände, Nist- und Laichplätze für Vögel und Fische verloren gegangen. Im Frühjahr pflanzten Jugendliche 135 vorkultivierte Schilfballen auf die im Winter sanierte, beziehungsweise aufgeschüttete Ufer-Seeregion. 330 000 Mark haben der Landkreis, das Land und der Bund aus den Mitteln des Naturschutzfonds für die Rettung ausgegeben.

Ein seewärts vorgeschobener Damm wurde ausgehoben und mit Wackengeröll aufgefüllt, um eine weitere Erosion zu stoppen. Auf diesen wieder wurden Fichtenpalisaden gerammt und mit einem dickmaschigen Netz verbunden, das die Algenchwemme abhalten soll. Die Bauleitung an dem Projekt hatte das Landratsamt Friedrichshafen mit wissenschaftlicher Betreuung durch die Universität Konstanz beziehungsweise das Limnologische Institut.

Doch nicht nur die schonende Schilfsanierung setzt neue Maßstäbe – über eine Distanz von 400 Metern wurde in 18 Metern Höhe eine Seilwinde installiert, welche die Baumaterialien in die Uferregion schleppte –, sondern auch die Pflanzung von vorkultivierten Schilfballen, nach einer Rezeptur des Landschaftsarchitekten Willi Schöllhorn, Angestellter des Landratsamtes Friedrichshafen. Er beobachtete mehr als sechs Jahre lang die kostspielige Schilfrettung am Bodensee mit Aussaat, Stecklingsgewinnung und Pflanzung von Schilfballen. Die Erfolge waren mäßig und zu teuer.

Mit den vorkultivierten Schilfballen, gestochen in der Zentraldeponie Raderach, dann eine Vegetationsperiode mitsamt Ballentuch in ein Bassin gesetzt, damit sich Speicher-substanz bildet, hofft Schöllhorn «das Ei des Kolumbus» gefunden zu haben oder doch wenigstens etwas für die Schilfrettung am Bodensee getan zu

haben. Schützenhilfe zum möglichen Erfolg bekommt er von der Diplom-Biologin Priska Krumscheid von der Universität Konstanz. Mit Argusaugen kontrollierte sie den «Seehumus» sowie die Pflanzung der 135 Schilfballen. Die nächsten gemeinsamen Projekte sollen Sanierungen bei Hard/Immenstaad, Obermaurach/Uhldingen-Mühlhofen und Süßenmühle/Sippingen sein.

Post will Denkmalabriß durch Instanzen erstreiten

(STZ) Die Deutsche Bundespost ist entschlossen, notfalls bis vor die höchste Verwaltungsgerichtsinstanz zu gehen, um die von ihr Mitte der siebziger Jahre von der Stadt Rottweil erworbene, denkmalgeschützte Gründerzeit-Turnhalle des alten Droste-Hülshoff-Gymnasiums abreißen zu können. In dem jetzt der Stadt Rottweil übermittelten Widerspruch zum Ablehnungsbescheid auf den Post-Abbruchartrag erneuerte die Oberpostdirektion Freiburg ihr Argument, es sei für sie bei einem erwarteten Kostenaufwand von zwei Millionen Mark nicht zumutbar, das Ende des vorigen Jahrhunderts errichtete Turnhallen-Bauwerk zu erhalten. Noch vor knapp drei Jahren, Mitte 1984, hatte das Bundesunternehmen geplant, die historische Backsteinklinker-, Stahl- und Glaskonstruktion in den Neubaukomplex der zukünftigen Rottweiler Hauptpost einzubeziehen. Aus Kostengründen rückte die Post jedoch später davon ab, die denkmalgeschützte Turnhalle als Aus- und Weiterbildungsstätte zu nutzen, und betrieb seit eineinhalb Jahren forciert ihre Abbruchpläne. Auch ein von den Wahlkreisabgeordneten organisierter Besuch von Bundespostminister Schwarz-Schilling hatte den Streit um das Denkmal nicht entschärfen können. Die Stadt Rottweil ihrerseits geht in ihren Expertisen davon aus, daß für die Erhaltung der wilhelminischen Turnhalle von der Post lediglich eine halbe Million Mark aufgebracht werden müßte – eine Summe, die für das größte Bundesunternehmen durchaus verkraftbar sei.

Land jetzt Besitzer von Schloß Aulendorf

(STZ) Der «Freundeskreis Bayern und Schwaben», ein Burgenverein, der sich vor allem um die Sanierung des Aulendorfer Schlosses bemüht hatte, hat sich aufgelöst. Damit fällt das dringend renovierungsbedürftige Bauwerk satzungsgemäß an das Land Baden-Württemberg, das nach der Auskunft eines Vereinssprechers zugesagt hat, die Bausubstanz zu sichern. Dann, so glaubt man, wird es leichter sein, einen Kaufinteressenten für das Objekt zu finden.

Schwäbisch Gmünd startet Projekt Münsterplatz

(lsw) Die Stadt Schwäbisch Gmünd kann ihr Sanierungsvorhaben Münsterplatz/Brandstatt in Angriff nehmen. Nach Angaben der Stadtverwaltung vom 29. April hatten am Vortag Vertreter der Stadt, des Innenministeriums, des Regierungspräsidiums Stuttgart und der Denkmalpflege Einigkeit über das vor allem aus denkmalpflegerischer Sicht umstrittene Projekt erzielt.

Vorgesehen sind das Freimachen des Münsterplatzes vom fahrenden und ruhenden Verkehr, Erhaltung und Stärkung der wichtigen Bausubstanz in diesem Bereich sowie Umwandlung der Ott-Pauser'schen Fabrik in ein Silberwaren- und Bijouterie-Museum. Außerdem ist die Wiederbebauung des Gebiets Brandstatt – der Name rührt von einem Flächenbrand im Jahre 1793 – vorgesehen.

Gerade über die Bebauung dieses Gebietes hatte es zwischen dem Landesdenkmalamt und der Stadt Kontroversen gegeben. Man einigte sich nunmehr dahingehend, daß die Denkmalpfleger, die interessante geschichtliche Zeugnisse auf dem Areal Brandstatt vermuten, im Frühjahr 1988 dort mit Probegrabungen beginnen können. Die voraussichtlich im Sommer 1988 über die Brandstatt vorliegenden Erkenntnisse sollen den Beteiligten als Entscheidungsgrundlage dienen, in welchem Umfang eine Tief- wie Hochbebauung auf diesem Gebiet möglich ist.



LBS

Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen



Hier pflückt man sich die schönsten Vorteile: LBS-Maßprogramm.

**Erst'ne gute Rendite.
Und dann zu Haus und Garten
und allem dazu.**

*All' die guten LBS-Vorteile
und zinsfestes Baugeld dazu,
das ist eine gesunde
Finanzierung fürs eigene Zuhause.*

**Oder mit LBS-Baugeld zum
richtig schönen großen Bad.
Oder zum Wintergarten oder zu mehr
Platz unterm Dach.
Günstig und schnell, eben sofort.**



**So vielseitig muß Bausparen schon sein.
Kommen Sie zur LBS oder Sparkasse:
„Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause“.**

VORAUSSICHT FÜHRT ZU FESTEM ZINS.



Eine Festzinshypothek
der Württembergischen
Hypothekenbank
garantiert feste Zinsen
bis zu 15 Jahren.
Sie behalten vollen
Überblick über Ihre
Verpflichtungen.
Ihre Sicht ist frei.
Sprechen Sie mit uns,
bevor Sie Lehrgeld zahlen.

Hypothekenbüros oder Repräsentanzen in:

Berlin 15, Lietzenburger Straße 92, Tel. 0 30/8 81 98 90
Bielefeld 1, Am Bach 11, Tel. 05 21/6 90 10
Düsseldorf 1, Immermannstraße 11, Tel. 02 11/35 20 35
Frankfurt/M. 1, Neue Mainzer Straße 57, Tel. 0 69/23 22 72
Freiburg i. Br., Bertoldstraße 61, Tel. 07 61/3 55 35
Hamburg 1, Rathausmarkt 19, Tel. 0 40/36 48 55
Hannover 1, Osterstraße 59, Tel. 05 11/1 50 47
Köln 1, Kaiser-Wilhelm-Ring 34, Tel. 02 21/13 42 50
Mannheim, P 6, 20/21 (Planken), Tel. 06 21/2 08 78
München 2, Türkenstraße 11-15, Tel. 0 89/28 20 78
Ravensburg, Karlstraße 7, Tel. 07 51/2 30 79
Stuttgart 1, Büchsenstraße 28, Tel. 07 11/2 09 63 53

**WÜRTEMBERGISCHE
HYPOTHEKENBANK**
AKTIENGESELLSCHAFT SEIT 1867



Coupon

Bitte ausschneiden, auf eine frankierte
Postkarte kleben und einsenden an die
Württembergische Hypothekenbank AG,
Postfach 770, 7000 Stuttgart 1

Ich habe ein persönliches
Baufinanzierungsproblem. Bitte
schicken Sie mir Ihre Broschüre
«1 x 1 der Festzinshypothek»

(Vor- und Zuname)

(Straße, Hausnummer)

(Postleitzahl, Ort)



Württembergische Hofkammer- Kellerei Stuttgart

Älteste Weingutsverwaltung in Württemberg

mit erstklassigen Berg- und Einzellagen:
Maulbronner Eilfingerberg und Eilfingerberg Klosterstück
Gündelbacher Steinbachhof · Hohenhaslacher
Kirchberg · Mundelsheimer Käsberg · Untertürkheimer
Mönchberg und Stettener Brotwasser

Die hervorragenden Prädikatsweine des Jahrgangs 1986
sind ausgereift und lieferbar.

Fordern Sie bitte unsere Preisliste an!

Kellerei und Verwaltung:

7140 Ludwigsburg, Schloß Monrepos

Fernruf (0 71 41) 3 10 86

Bequeme Anfahrt über Autobahn Ludwigsburg-Nord
(Parkplätze).

Verkaufszeiten von Montag bis Freitag 8 bis 11.30,
13 bis 16 Uhr.

Im Dezember auch samstags von 9 bis 13 Uhr.

Herbert Birkenfeld

Luftbildatlas

Ulm Neu-Ulm

Armin Vaas Verlag



Ein anspruchsvoller, repräsentativer Ganzleinen-
band, über 200 Abbildungen, Großformat, 68 DM
Armin Vaas Verlag 7907 Langenau, Tel. 07345/7736

Vogel des Jahres 1987: Das Braunkehlchen

(DBV) Der Deutsche Bund für Vogelschutz / Deutscher Naturschutzverband (DBV) hat das Braunkehlchen als Vogel des Jahres 1987 ausgewählt. Das Braunkehlchen steht stellvertretend für alle anderen gefährdeten Wiesenvögel. Der Braunkehlchenbestand ist in der Bundesrepublik großräumig teilweise auf ein Viertel des Bestandes von 1950 zurückgegangen. Das Braunkehlchen (*Saxicola rubetra*) ist ein in ganz Europa verbreiteter, jedoch sehr selten gewordener Sommervogel, der in Afrika überwintert. Es lebt auf offenen, bevorzugt feuchten Wiesen mit langem Gras und Gebüsch, wo das Angebot an Insekten ausreicht, um den Nahrungsbedarf der Vögel zu decken. Ihre Grasnester legen Braunkehlchen auf dem Boden an. Die in den dreißiger Jahren propagierte Vorverlegung der ersten Heuernte führte und führt immer noch zu einer weitgehenden Vernichtung der Braunkehlchennester, da die Jungen der ersten Brut zu den jetzt früheren Zeiten der Heuernte noch nicht ausgeflogen sind. Untersuchungen aus dem Heidelberger Raum ergaben, daß so von 129 erfaßten Nestern 72 zerstört wurden – und mit ihnen die Jungvögel, versteht sich.

Schlechte Zeiten also für Bodenbrüter. Durch diese scheinbar unbedeutende landwirtschaftliche Maßnahme ging der Bestand des Braunkehlchens in manchen Gegenden der Bundesrepublik auf 25 % des Bestands von 1950 zurück. Die verstärkte Düngung der Wiesen, die den frühen Schnitt erst möglich machte, führt zudem zum Rückgang der Artenvielfalt unter den Blütenpflanzen. «Auf jede Blütenpflanzenart einer Wiesengemeinschaft sind etwa 20 bis 30 Insektenarten angewiesen», so Dr. Ruge vom DBV-Kreisverband Ludwigsburg. Damit werde durch das Verschwinden der Blütenpflanzen auch die Vogelnahrung knapp. Der Einsatz chemischer Gifte als sogenannte Pflanzenschutzmittel verschärfe die Situation der Wiesenbrüter noch.

Das Braunkehlchen steht als Vogel des Jahres 1987 stellvertretend für alle durch landwirtschaftliche Maßnah-



men bedrohte Vogelarten, insbesondere für die Wiesenvögel. Der DBV macht durch die Aktionen «Vogel des Jahres» anhand einzelner Vogelarten auf ganze Problemkomplexe aufmerksam, bietet Lösungsmöglichkeiten an und stellt gezielte Forderungen an eine nach ökologischen Gesichtspunkten orientierte Politik. Aufgrund der Vernetzung der Lebensraumsprüche von Tieren und Pflanzen in der Natur sieht der DBV in der Auswahl einzelner Vogelarten nicht die Gefahr eines zu einseitigen Engagements im Artenschutz. Das Braunkehlchen ist im Karlsruher Museum am Friedrichsplatz in einer Sondervitrine zu sehen. Damit will das Naturkundemuseum in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Bund für Vogelschutz, Ortsgruppe Karlsruhe, auf die Bedrohung der einheimischen Vogelwelt aufmerksam machen. Die Saatkrähe, der Vogel des Jahres 1986, ist ebenfalls in dem Museum untergebracht.

Biotopkartierung im Rems-Murr-Kreis

(lsw) Der Rems-Murr-Kreis will die Lebensräume für die Pflanzen- und Tierwelt in seinem Sprengel flächendeckend erfassen. Das kündigte das Landratsamt am 4. Mai in Waiblingen an. Wie es in einer Mitteilung der Behörde heißt, sind bereits jetzt im Landkreis 670 Biotopkartiert. Die flächendeckende Kartierung solle bis Ende 1988 erreicht sein. Ziel der Erfassung sei es, die Biotop zu vernetzen, um ein Aussterben isolierter Lebensräume zu vermeiden.

Fußbodenheizung in Bebenhausen ausgegraben

(SWP) «In Bebenhausen erlebt man am laufenden Band Überraschungen», weiß Hansjörg Ehret, Leiter des Staatlichen Liegenschaftsamtes in Tübingen. Überraschungen zuhauf gab es jetzt auch bei den Vorbereitungen für das 800jährige Jubiläum des ehemaligen Zisterzienserklosters. Wo immer man auch innerhalb der Klostermauern gräbt, macht man Entdeckungen. Der neueste Fund ist eine mittelalterliche Fußbodenheizung im Parlatorium. Die Archäologin Barbara Scholkmann hält die Ausgrabung für so bedeutsam, daß sie die Reste der Heizung erst einmal in Ruhe erforschen will.

Der Zufall hatte die Hand im Spiel, als die Fußbodenheizung gefunden wurde. Niemand hätte sie hier gesucht, nahm man doch an, daß der einzige beheizbare Raum der Mönche im Kalfaktorium war, das aber längst abgebrochen ist. Die Entdeckung wurde gemacht, als Arbeiter einen geborstenen Pfeiler des Parlatoriums unterfangen wollten und dabei rund um den Sockel herum zu graben begannen. Bei dieser Arbeit stießen sie auf geschwärzte Steine. Daraufhin ließ Barbara Scholkmann weitergraben, und so wurde zum Teil das System einer Unterbodenheizung freigelegt. Eines ist klar: Diese Heizanlage ist älter als die Pfeiler.

Den Archäologen stellt sich jetzt eine spannende Frage: Ist der Fund möglicherweise noch älter als der darüberstehende Bau, der auf Anfang 13. Jahrhundert datiert wird? Oder ist das Parlatorium erst später gebaut worden? Eingestandenermaßen bringt die Entdeckung die Fachleute etwas ins Schleudern.

Noch nicht beantwortet ist die Frage, wie die Fußbodenheizung funktionierte. Barbara Scholkmann hat in der Fachliteratur nachgeforscht und Kollegen befragt. Bisher fand sie keinen Anhalt für eine gleichartige Anlage in anderen Klöstern.

Jedenfalls: «Man muß versuchen, die Anlage zu erhalten», sagt die Archäologin. «Es wäre doch absurd, wegen der 800-Jahr-Feier solch wichtige Funde zuzuschütten.»

«Keine Amnestie für Kleinbauten!»

(LNV) In einem Brief an Innenminister Schlee lehnt der Landesnaturschutzverband mit Entschiedenheit den Gesetzentwurf der FDP/DVP-Fraktion über ein Amnestiegesetz für Kleinbauten ab. In dem Schreiben wird darauf hingewiesen, daß der sogenannte Kleinbautenerlaß schon einmal im Jahre 1978 ersetzt wurde, obwohl bei allen Sachkennern unbestritten war, daß er sich aufs beste bewährt hatte und der Verwaltungsgerichtshof in einer Reihe von letztinstanzlichen Urteilen diesen ersten Erlaß als mit der Rechtslage übereinstimmend bezeichnet hatte.

Schon seinerzeit hatte sich der Landesnaturschutzverband gegen die Tendenz gewandt, den Erlaß im Interesse einer unangebrachten Liberalisierung abzuschwächen. In diesem Zusammenhang wurde darauf hingewiesen, daß andere Bundesländer, und zwar vor allem die großen Flächenstaaten Bayern, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen, ihrer Natur und Landschaft einen weit wirksameren Schutz angedeihen lassen als das ohnehin dicht besiedelte Baden-Württemberg, da die Bauordnungen dieser Länder nur Gebäude bis zu fünf Kubikmeter umbauten Raums von der Genehmigungspflicht ausgenommen haben.

Nachdem der ursprüngliche Kleinbautenerlaß aus dem Jahre 1971 durch den Erlaß von 1978 ersetzt worden war, wofür weder sachliche noch rechtliche Gründe maßgebend waren, sondern lediglich der Umstand, daß die Baurechtsbehörden sich offensichtlich nicht in der Lage sahen, eine wirksame Kontrolle der Errichtung rechtswidriger Bauten zu gewährleisten, darf nach Auffassung des Landesnaturschutzverbandes der für die Aufrechterhaltung der Rechtsordnung verantwortliche Staat nicht schon wieder vor den Einzelinteressen solcher Personen kapitulieren, die sich nicht wie die übrigen Bürger an die Rechtsvorschriften gehalten, sondern die sich vorsätzlich über die gesetzlichen Bestimmungen hinweggesetzt haben, um ihre illegalen Bauten zu errichten.

Ozonabbau erfordert Verbot von Treibmitteln

(BUND) Neben dem Ozonloch über dem Südpol nimmt nun auch das Ozon der Stratosphäre über dem Nordpol stark ab. Zu diesem Ergebnis ist Prof. Dr. Paul J. Crutzen vom Max-Planck-Institut für Chemie in Mainz gekommen.

Schon zeitweiser oder teilweiser Verlust der Ozonschicht hat für das irdische Leben schwerwiegende Folgen:

- Hautkrebs beim Menschen: Die US-Umweltbehörde rechnet mit zusätzlich 40 Mio. Hautkrebserkrankungen in den nächsten 88 Jahren alleine in den USA, davon 8 000 000 mit tödlichem Ausgang.

- Erblindungen beim Menschen;
- Hemmung der Photosynthese der Pflanzen;

- Zerstörung des pflanzlichen und tierischen Planktons der Meere;
- Erwärmung der Erdatmosphäre, die ohnehin schon durch Kohlendioxidzunahme wärmer wird.

Pflanzen und pflanzliches Plankton stehen am Anfang aller Nahrungsketten. Sie sind die Grundlage für fast alles Leben auf der Erde, das nur im Schutze der Ozonschicht gedeihen kann.

Wahrscheinliche Ursache für den Abbau des Ozons sind Chlor-Fluor-Kohlenwasserstoffe (CFKW). Diese Gase werden in Kühlaggregaten, in geschäumten Kunststoffen sowie als Treibmittel in Spraydosen verwendet: Allein im Bundesgebiet werden jährlich über 600 Mio. derartige Spraydosen verbraucht.

Während die USA, Kanada und Schweden die Treibmittel in Spraydosen verboten haben, werden von der EG-Chemiebranche fast 40 Prozent der Weltproduktion von CFWK hergestellt: 380 000 Tonnen im Jahr.

Die EG-Politiker meinen offenbar, sie könnten diese Überlebensprobleme mit Palavern lösen: Der BUND-Landesvorsitzende, Prof. Dr. Gerhard Thielcke, hat deshalb die vier Fraktionen des Landtags gebeten, die Landesregierung folgende Forderungen im Bundesrat einbringen zu lassen:

- Verwendungsverbot von CFWK als Treibgas für Sprays
- Verwendungsverbot von CFWK als

Verschäumungsmittel für Kunststoffverpackungen

- Verpflichtung zum Recycling für Klimaanlage und Kühlschränke
- Importverbot für CFWK-haltige Spraydosen und Verpackungen
- Verbot der Installierung von CFWK-haltigen Klimaanlage.

Nur wenn die Bundesrepublik sofort mit gutem Beispiel vorangeht, haben wir vielleicht noch eine Chance, schwerste Schäden von der Menschheit abzuwenden.

Keltenfürst-Grabhügel in Hochdorf «eingeweihet»

(PM/STZ) Der Grabhügel des berühmten Keltenfürsten von Hochdorf/Enz ist am ursprünglichen Platz und in ursprünglicher Form und Größe wieder entstanden. Ein erster Erfolg bei den Bemühungen, dieses bedeutende Bodendenkmal der Nachwelt zu erhalten, konnte damit erreicht werden. Am 8. Mai wurde die Wiederherstellung des Grabhügels gefeiert.

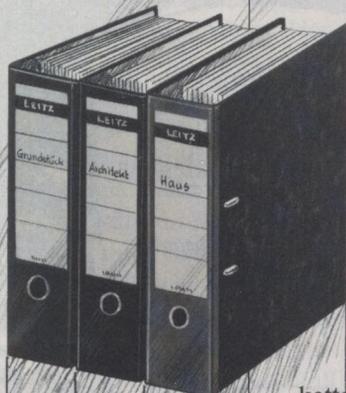
Wozu die Kelten vor rund 2500 Jahren unter großen Anstrengungen wohl sehr viel länger benötigten, ist mit den leistungsfähigen Arbeitsgeräten unserer Zeit in wenigen Monaten geschaffen worden. Als weithin sichtbares Symbol einer reichen Geschichte ragt dieser Fürstengrabhügel nun über die Hochdorfer Felder.

300 000 Mark hat die Wiederherstellung des acht Meter hohen, von Holzpalisaden und einem Steinkranz umgebenen Hügel gekostet, ein Drittel davon mußte die 5500 Einwohner zählende Gemeinde selbst tragen. Bürgermeister Rolf Fetzer hofft jetzt, daß «dieses Bodendenkmal zu einem Anziehungspunkt, aber nicht zu einem Rummelplatz» wird.

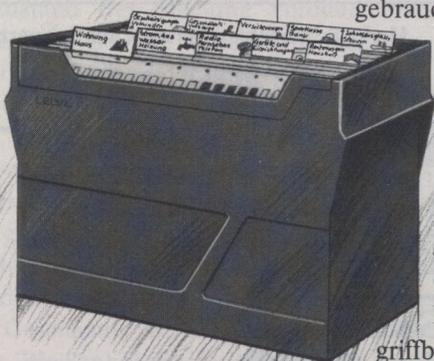
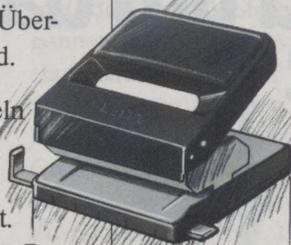
Auf die ursprünglich im Grabhügel, quasi als kleines Museum, geplant gewesene Nachbildung der Grabkammer des Keltenfürsten wurde bekanntlich verzichtet. Die jetzige Konzeption sieht als zweiten Schritt ein vom Hügel getrenntes «Keltenmuseum» im Hochdorfer Schloßbereich vor, dessen Mittelpunkt dann eine Nachbildung dieser Fürstengrabkammer werden soll.

Schnelle Ordnung leichtgemacht mit Leitz

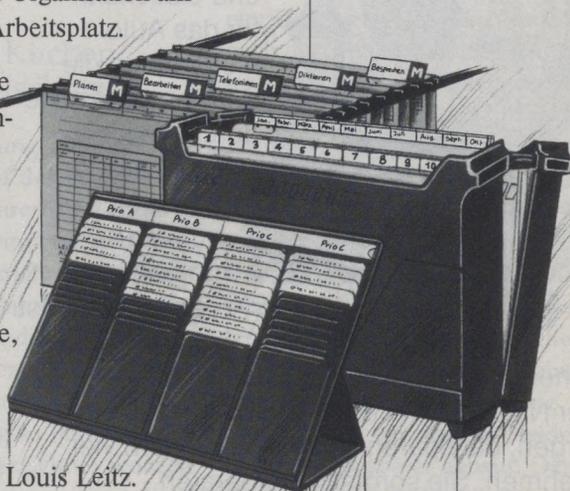
Wer am rechten Platz das Richtige finden will, ordnet mit Leitz. Das bringt schnelle Übersicht, schafft Platz, spart Zeit und damit Geld.



Das Leitz Angebot an Ordnungsmitteln und Organisations-Systemen ist umfassend, gilt als das größte in Europa und hat sich weltweit bewährt. Dazu einige Beispiele aus dem großen Programm: Ordner und Locher. Zahlreiche Hilfsmittel im und auf dem Schreibtisch, wie Briefkörbe und Unterschriftsmappen. Hänge-, Sammler- und Pendel-Registrier-Systeme. Mikrofilm-, EDV-Listen- und Disketten-Ordnungsmittel. Leitz Orga-Color, das farbige Direkt-Kennzeichnungs-System für Einzelakten, und Leitz EVA für elektronisch verwaltete Akten. Und die ALPHA Schreibtisch-Aktei, gebrauchsfertig vorbereitete Organisations- und Planungs-Hilfsmittel für zeitsparende Methodik und Organisation am Schreibtisch-Arbeitsplatz.



Leitz bietet die richtigen Lösungen für alle, die Schriftgut kostensparend, griffbereit und zuverlässig aufbewahren wollen - im Büro, zu Hause, für Schule und Studium. Wenden Sie sich an Ihren Schreibwaren- und Bürofachhändler oder direkt an Louis Leitz.



Coupon:

Senden Sie mir kostenlos die Broschüren

- „Arbeitsplatz-Organisation“
- „Wie spart man Zeit...“
- „Ordnung ist das halbe Leben“ (Haushalts-Ordnungshelfer)
- „Ordnung im Jugend-Stil“

(Ordnungshelfer für Schule und Studium)
und dazu den aktuellen Leitz Gesamt-Katalog.

Statt Coupon genügt auch eine Postkarte an
Louis Leitz, Postfach 300720, 7000 Stuttgart 30.

LEITZ

Sicherheit. Rund um die Uhr. Rund um das Jahr.



Sicherheit für Sie selbst, für die Familie, für Heim, Haus und Geschäft, für das Auto bietet Ihnen die Württembergische durch ein Versicherungsangebot, das auf Ihren persönlichen Bedarf zugeschnitten ist.

Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter in Ihrer Nähe. Er ist Fachmann für versichern, vorsorgen, bausparen und wird sich gern viel Zeit nehmen, Sie sorgfältig zu beraten. Die Anschrift steht im Telefonbuch unter Württembergische Feuerversicherung AG.

Zur abgebildeten Uhr:
Türmchenuhr,
Straßburg, um 1590
Württembergisches
Landesmuseum, Stuttgart

Württembergische
Versicherungen



DM 6.20

Moritz Schauenburg Verlag, Lahr/Schwarzw.

Schlüpf
'rein in die
Freizeit...

...in Ganter
mit der
Aktiv-
Sohle!

Für Damen
0407,
für Herren
1007



Ganter

schuh-verlässlich



Schuh-Haus

Abele

7 Stuttgart S · Tübinger Straße 18
Fernsprecher 29 08 16

Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

Burrer Naturstein
Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65

Sechzig Jahre Weißenhof-Siedlung

(EZ) Mit einem Tag der offenen Tür wurde die sanierte Weißenhof-Siedlung in Stuttgart der Öffentlichkeit vorgestellt. Zehn Jahre lang wurde saniert. Kostenaufwand: 9,5 Mio. Mark.

«Die Sanierung konnte planmäßig abgeschlossen werden», betont Hermann Nägele, Projektleiter beim Staatlichen Hochbauamt III Stuttgart. Die Häuser – von den Architekten Le Corbusier, Peter Behrens, J. J. P. Oud, Josef Frank, Mart Stam, Mies van der Rohe, Adolf G. Schneck, Victor Bourgeois und Hans Scharoun konzipiert (1926/27) – wurden in drei Bauabschnitten von 1983 bis Ende 1986 wieder instand gesetzt. In der Jubiläums-Ausstellung, die am 23. Juli in den Räumen der Kunstakademie eröffnet wurde, konnte umfangreiches Material gezeigt werden. Pläne, Fotografien und Texte, die den Originalzustand der Siedlung verdeutlichen ebenso wie Unterlagen, die über den Umfang der notwendig gewordenen Sanierung Aufschluß geben. An Schaulustige haben sich die Bewohner der denkmalgeschützten Häuser allmählich gewöhnt. Schließlich gilt die Siedlung als eines der bedeutendsten Kulturdenkmale in der Landeshauptstadt.

Zur Geschichte: Am 23. Juli 1927 war die Weißenhof-Siedlung eröffnet worden. Im Frühjahr 1926 hatte der Gemeinderat der Stadt Stuttgart entschieden, innerhalb des Wohnungsbauprogramms rund 60 Wohnungen als geschlossene Siedlung nach den Vorstellungen des Deutschen Werkbundes errichten zu lassen. Unter Federführung Mies van der Rohes erarbeiteten namhafte Architekten Pläne für «moderne» Einfamilienhäuser und Wohnblöcke. – Die Häuser von Poelzig, Gropius und Taut stehen allerdings heute nicht mehr.

In einer Erklärung zur Werkbund-Ausstellung erläuterten die beteiligten Konstrukteure damals ihre Ziele. So schrieben sie unter anderem: «Eine Wohnung soll unter geringstem Platzaufwand ein bequemes, praktisches, allen Bedürfnissen entsprechendes Wohnen ermöglichen . . .

Kein Raumteil, auch nicht der kleinste, darf ungenutzt bleiben . . .

Die Lösungsvorschläge der Planer wurden vor 60 Jahren nicht nur mit Beifall aufgenommen, und daran hat sich bis heute nichts geändert. Projektleiter Nägele kann die Kritiker, die eine Sanierung der Häuser für überflüssig hielten, nicht verstehen. «Die Weißenhof-Siedlung ist ein Musterprojekt von internationalem Rang. Das neue Bauen, überwiegend von deutschen Architekten umgesetzt, hat sich hier manifestiert.»

Daß ein Barockbau wie Schloß Solitude mit einem Aufwand von mehreren Millionen Mark restauriert wurde, sei für viele Bürger eine Selbstverständlichkeit. Wenn eine bewohnte Siedlung mit erheblichem finanziellem Aufwand instand gesetzt werde, stoße dies dagegen häufig auf Unverständnis. Nägele: «Tatsache ist, daß auch in Zukunft Mittel für die Bauunterhaltung zur Verfügung gestellt werden müssen. In welcher Höhe, da wage ich keine Prognose.»

Fabrikstadt in Kuchen unter Denkmalschutz

(NWZ) Die Sanierung der Arbeiterwohnsiedlung «Auf der Fabrik» Kuchen bewegt seit Jahren die Gemüter, nicht nur in Gemeinderat und Verwaltung. Sie ist vielmehr der Bevölkerung in weitem Umkreis ein Anliegen. Der Erhalt dieses sozialen Wohnungsbaus, der vor 100 Jahren höchste Anerkennung fand und auf der Weltausstellung in Paris mit der Goldmedaille ausgezeichnet worden war, ist nun endgültig gesichert: Laut Mitteilung vom Regierungspräsidium Stuttgart wird die Arbeitersiedlung der ehemaligen mechanischen Baumwollspinnerei und Weberei «Staub und Co. Kuchen» als besonderes Kulturdenkmal ins Denkmalsbuch eingetragen. Es erfährt die höchste Schutzkategorie, die das Denkmalrecht kennt und bei der zum Beispiel auch Änderungen in der Umgebung, die sich nachteilig auf das Erscheinungsbild des Denkmals auswirken könnten, der Zustimmung des Denkmalamtes bedürfen.

Renaissance-Garten von Neufra wird restauriert

(STZ) Im Schloß von Neufra, hoch über der Donau gelegen, gehen nach jahrelanger Pause die Bauarbeiten weiter. Vor einem Dutzend Jahren hatte die Schloß-Wohnbau GmbH begonnen, die aus dem 15. Jahrhundert stammende Burg der Herren von Gundelfingen und das aus dem 16. Jahrhundert stammende Schloß der Grafen von Helfenstein zumindest äußerlich weitgehend in ihren alten Zustand zu versetzen. 18 «Schloßherren» konnten in die dort entstandenen Eigentumswohnungen einziehen.

Die Schloß-Wohnbau GmbH hatte fast das ganze vier Hektar große Areal samt Park und Kornhaus erworben. Doch später hat sie den Marstall weiterverkauft. Dort entstehen über der unter Denkmalschutz stehenden Reithalle in drei Geschossen 22 Eigentumswohnungen verschiedener Größe. Für die Reithalle mit ihren schönen Gewölben fand sich ein privater Käufer, der darin eine Galerie einrichten möchte. Inzwischen ist auch der Streit um den 30 mal 30 Meter großen Schloßgarten beendet. Das Kleinod aus der Renaissance, in Deutschland einmalig, soll wieder seine ursprüngliche Gestalt erhalten. Der Garten ruht auf Mauerbögen, von denen einige 16 Meter hoch sind. Graf Helfenstein war jedenfalls ein weitgereister Mann, und der Lustgarten, den er 1569 für seine zweite Frau Apollonia anlegen ließ, war seinerzeit eine hochmoderne Einrichtung. Ähnliche Gärten, wie etwa in Heidelberg wurden erst später gebaut. Der Helfensteiner war als Statthalter in Innsbruck und als Oberhofmeister des Kaisers eine bedeutende Persönlichkeit. Er hat sich auf Reisen in Europa umgesehen und fand vermutlich in Italien Vorbilder für die Anlage im abgelegenen Neufra.

Jetzt muß zuerst das Gartenareal über dem Gewölbe isoliert und mit einer wurzelfesten Folie belegt werden. Dann beginnt die Bepflanzung und die Einfassung der Wege mit Buchs und Taxus. Als Vorlage dient dabei eine Zeichnung aus dem fürstlichen Archiv zu Donaueschingen.

Mammutbäume in Stuttgarter Wäldern

(lsw) Als der englische Botaniker Lobb vor mehr als 100 Jahren den «Mammutbaum» im kalifornischen Felsengebirge entdeckte, benannte er die gewaltige Erscheinung nach dem mächtigen britischen Feldherrn Lord Arthur Wellesley Wellington. Auch die Amerikaner sparten nicht mit ruhmvollen Assoziationen und gaben der von Lobb getauften «Wellingtonie» in Erinnerung an den ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten den Namen «Washingtonia». Ein bedeutender Irokesenhäuptling ging in die botanische Bezeichnung «Sequoia-dendron» ein. Mit Helden wurde nicht gespart, um den mächtigsten Baum der Erde zu benennen, von dem in der Sierra Nevada mindestens 4000 Jahre alte, bis zu 96 Meter hohe Exemplare mit einem Stammumfang von 33 Meter existieren.

Daß diese Baumriesen aber auch in den Wäldern Baden-Württembergs zu finden sind, wird mancherorts auf Überraschung stoßen. Verwunderlich zwar, denn die auch hierzulande bis zu 45 Meter hohen und 1,90 Meter dicken Exemplare sind schließlich schlecht zu übersehen – sie sind die größten Bäume der hiesigen Wälder. Aber wie sind die Wellingtonien hierher gekommen? Wie Forstpräsident Konrad Bauer von der Stuttgarter Forstdirektion berichtet, ließ König Wilhelm I. 1865 ein Pfund der Mammutbaumsamen aus Kalifornien importieren. Aufgezogen in den königlichen Saatgärten, wurden sie fünf Jahre später im gesamten Bereich der heutigen Forstdirektion Stuttgart eingepflanzt.

Doch der Bestand an alten Wellingtonien nimmt schnell ab. Konnten nach Angaben Bauers 1954 noch 156 Exemplare gezählt werden, so ist die Zahl bis 1987 schon auf 106 geschrumpft. Gefährdet sind die meist als Naturdenkmale ausgewiesenen Baumriesen vor allem durch einen parasitären Pilz, der zwischen Holz und Rinde lebt. Der Grund für eine andere häufige Todesursache ist ihre Größe. Da sie die heimischen Waldbäume weit überragen, ziehen die Wellingtonien, so Bauer, Blitze «fast magisch» an.

Zwar können die Bäume vom Blitz abgesprengte Wipfel meist durch Austreiben tieferliegender Knospen ausgleichen, doch wenn der Stamm gespalten ist, müssen die Bäume aus Sicherheitsgründen gefällt werden.

Die Forstdirektion will jedoch nicht nur die «alten Giganten» erhalten. Auch für neue Exemplare soll durch kontinuierliche Nachpflanzungen gesorgt werden. Die Aufzucht ist aber deshalb nicht ganz problemlos, weil die jungen Wellingtonien sehr empfindlich gegen Bodenfrost sind. Wenn sie dieses Stadium überwunden haben, «scheinen sie im Wachstum zu explodieren», schildert Bauer. Gerade das enorme Wachstum scheint schon manches Problem bereitet zu haben: Nach einem überlieferten Bericht aus dem 19. Jahrhundert benötigten fünf Kalifornier drei Wochen, um einen Stamm mit 30 Meter Umfang zu Fall zu bringen.

Endgültiges Aus für Teststrecke

(lsw) Das Projekt einer Daimler-Benz-Teststrecke in Boxberg (Main-Tauber-Kreis) ist endgültig «gestorben». Die vor dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe erfolgreichen «Bundschuh-Bauern» haben es abgelehnt, noch einmal mit Ministerpräsident Lothar Späth über die Teststrecke zu sprechen. «Die Sache ist entschieden und dabei bleibt es», meinte «Bundschuh»-Anwalt Siegfried de Witt. «Es gibt überhaupt keinen Grund, ein Vorhaben, das wir abgelehnt haben, im Nachhinein gut zu heißen.» Der Sprecher der Bundschuh-Bauern, Horst Oellers, zweifelte gar an der Ernsthaftigkeit des Späth-Vorschlags, da er erst nach jahrelangen Auseinandersetzungen gekommen sei.

Nach den Worten des Bundschuhsprechers wollen sich die Bauern jetzt nach den etwa zehnjährigen Auseinandersetzungen über den Bau der Teststrecke ganz ihrer eigentlichen Aufgabe, dem ökologischen Landbau, widmen: «Auf diesen Moment haben wir schließlich jahrelang gewartet. Jetzt fangen wir erst richtig an.»

Schlösser und Gärten sind sehr beliebt

(lsw) Knapp viereinhalb Millionen Besucher haben im vergangenen Jahr in den 13 bedeutendsten staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württembergs eine Eintrittskarte gelöst. Diese Zahlen nannte der Stuttgarter Finanzminister Guntram Palm. Nach seinen Worten waren der Zoologische Garten «Wilhelma» in der Landeshauptstadt und das «Blühende Barock» in Ludwigsburg die beliebtesten Ausflugsziele.

Unter den Schlössern ragt Heidelberg besonders heraus. Mehr als 850 000 Besucher wurden 1986 von den Schloßführern betreut. Auch die vom Land gemeinsam mit der Stadt und dem Süddeutschen Rundfunk veranstaltete «Lichterserenade» im Schwetzingener Schloß war mit fast 35 000 Gästen ein großer Erfolg.

Wie Palm weiter mitteilte, kam auch das im vergangenen Jahr neu eingerichtete Schloßmuseum im Kloster Bebenhausen gut an. Im Barockschloß von Bruchsal wurden 85 000 Eintrittskarten verkauft.

Dr. Helmut Herbst neuer Waiblinger Museumsleiter

(PM) Der Waiblinger Gemeinderat hat Dr. phil. Helmut Herbst, seit Mai 1986 bei der Stadt als Museumsbeauftragter beschäftigt, endgültig ab 1988 zum Museumsleiter des neuen, im Aufbau befindlichen Städtischen Museums Weingärtnerstadt 20 einstimmig gewählt. Dr. H. Herbst, Jahrgang 1945, stammt aus Nellingen, besuchte das Georgii-Gymnasium in Esslingen und studierte in Tübingen und Heidelberg Kunstgeschichte mit den Nebenfächern Germanistik und Japanologie.

Gegenwärtig wird in Waiblingen das baugeschichtlich interessante, aus dem 16. Jahrhundert stammende «Große Haus an der Rems» von Grund auf restauriert. In dem neuen städtischen Museum soll bis Ende 1989 das alte Heimatmuseum integriert werden. Bis dahin wird Theodor Stein weiter das Heimatmuseum betreuen.

Stark mit der Stuttgarter



Mit kleinen Mitteln Großes bewegen. Dabei hilft das »Stuttgarter Modell«. Die besondere Lebensversicherung von der Stuttgarter. Sie bietet optimale Absicherung für Sie und Ihre Familie zu äußerst geringen Anfangsbeiträgen.

Prüfen Sie die Leistungsstärke der Stuttgarter. Zu Ihrem Vorteil:

Stuttgarter Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name _____

Straße _____

Ort _____

Tel. _____

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G.
Olgastraße 80, 7000 Stuttgart 1

Eine gute Adresse für Ihr Geld Schwäbische Bank

AKTIENGESELLSCHAFT
STUTTGART IM KÖNIGSBAU TELEFON *299201

WEIHNACHTS KARTEN



Muster
und Prospekte
7207 Beuron
Beuroner Kunstverlag

Baden-Württemberg

Sehenswürdigkeiten aus Baden-Württemberg auf Briefmarken und alten Ansichtskarten zeigt und beschreibt das Buch »Gesammelte Grüße« von Richard Meinel. 79 Briefmarken und 33 motivgleiche Ansichtskarten aus der Zeit der Jahrhundertwende werden vorgestellt. Ein herrliches Geschenk für Sammler und Liebhaber. 72 Seiten, 112 Farbabbildungen in Originalgröße, fest gebunden, nur DM 19,80.



Silberburg-Verlag

Seyfferstraße 44 · 7000 Stuttgart 1

Napoleon

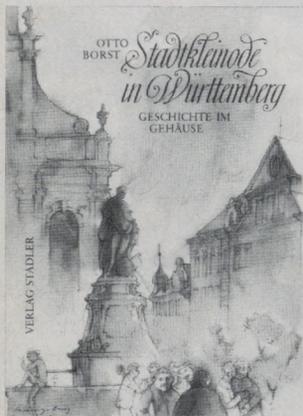
Drei Schwaben unter Napoleon

Rußlandberichte eines Infanteristen, eines Leutnants, eines Generals. Hrsg. von Bernhard Hildebrand. 211 S. mit 12 Tafeln. Kunstleinen DM 29,80.

Napoleons Rußlandfeldzug im Jahre 1812 wurde zur Schicksalswende für Europa. Ungeheuer waren die Verluste der Großen Armee und damit der zur Heeresfolge gezwungenen Rheinbundstaaten. Von den an diesem Feldzug beteiligten 15 000 Württembergern kehrten nur etwa 300 aus Rußland zurück. Was sich hinter diesen Zahlen an Leid und Not, an Strapazen und Entbehrungen verbirgt, enthüllen die Erlebnisberichte dreier schwäbischer Feldzugsteilnehmer, eines Infanteristen, eines Leutnants und eines Generals, die aus ihrer jeweiligen Perspektive den Rußlandfeldzug schildern.



**Konrad Theiss Verlag
Stuttgart**



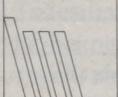
Otto Borst Stadt Kleinode in Württemberg

Geschichte
im Gehäuse

Mauern, Gebäude, Straßen und Plätze sind Zeugen unverwechselbarer Geschichte. Für Professor Otto Borst, Ordinarius für Landesgeschichte an der Universität Stuttgart, sind sie mehr noch beredete Dokumente vielfältiger Schicksale und Lebensformen ihrer Bewohner. Der Maler Werner Rosenbusch hat das Buch künstlerisch illustriert.

336 Seiten, 16,5 × 21,5 cm
Leinen mit Schutzumschlag DM 39,80

VERLAG STADLER



In Ihrer Buchhandlung erhältlich

Stadler Verlagsgesellschaft mbH, Postfach 52 20, 7750 Konstanz



Werner Rosenbusch In Ulm als Maler unterwegs Skizzenbuch

Werner Rosenbusch wurde in Ulm geboren und lebt dort. Es sind Aquarelle, Zeichnungen und Texte entstanden, die seine Liebe zu dieser Stadt widerspiegeln. Der Künstler: »Wer lange in dieser Stadt gelebt hat und ein wenig mehr sah, als die zweckhaften Einrichtungen allein, wird sich nicht mehr leicht lösen.«

96 Seiten mit 45 Aquarellen, 28 × 21,5 cm
Album mit Kordel DM 58,-

Mauer-Eidechsen und Rebflurbereinigung

(HSt) «Mit der Rebflurbereinigung ist die Mauereidechse nicht dem Untergang geweiht.» Dies bezeichnete der Präsident des Landesamtes für Flurbereinigung und Siedlung, Professor Dr. Hans Eilfort, als erfreulichste Erkenntnis einer mit Spannung erwarteten Untersuchung, die im Landratsamt Heilbronn vorgestellt wurde. Diese hatte Professor Dr. Herbert W. Ludwig vom Zoologischen Institut der Universität Heidelberg im Auftrag des Landesamts durchgeführt. Vor Ort erkundete der Diplombiologe Michael Waitzmann von April bis November letzten Jahres in Rebflurbereinigungsgebieten des Heuchelbergs und des Weinsberger Tales das Vorkommen von Mauereidechsen und weiteren Reptilien und Amphibien. Dabei gab es nicht nur eine Bestandsaufnahme, sondern der Wissenschaftler wartete auch mit Vorschlägen auf, was bei einer Rebflurbereinigung sinnvoll ist, will man den Bestand der seltenen Tiere erhalten oder gar vergrößern. Professor Eilfort wollte die Untersuchung als «sachliche Grundlage» für die Gespräche zwischen Flurbereinigungsbehörden, Weingärtnern und Naturschützern verstehen.

Ins Rollen gekommen war der Stein im Herbst 1985, als das Regierungspräsidium Stuttgart die Mauereidechsen im Ranzenberg als eine der letzten Populationen in Baden-Württemberg ausmachte und deren Bestand durch die geplante, einfache Rebflurbereinigung gefährdet sah. Konsequenz: die Anordnung einer Umsiedlung, Bau eines Eidechsentgartens mit Trockenmauern, dem Idealstandort für die Tiere, auf dem Gebiet der Weinbauschule. Den Vorwurf, die Eidechsen, die auf der roten Liste bedrohter Tierarten stehen, auszuroten, habe man «sehr ernst genommen», versicherte Eilfort, «wir haben gesehen, daß die Weingärtner zu sehr vielem bereit sind, wenn sachliche Gespräche vorausgehen».

Die Mauereidechse, ein Kulturfolger, bevorzugt dasselbe Klima wie der Wein, erklärte Michael Waitzmann deren Vorkommen speziell an Nek-

kar, Mosel und Nahe. Die meisten dieser Tiere fanden sich bei der Untersuchung in den nicht flurbereinigten Weinbergen «Zweifelsberg» (Zabergräu) und «Detzberg» (Gellmersbach) sowie am 1977 flurbereinigten Gebiet «Hörnle» bei Dürrenzimmern. Weitere größere Mengen der Tiere registrierte Waitzmann in den Gebieten «Heuchelberg», «Schemelsberg» und «Ranzenberg». Ob flurbereinigt oder nicht, spiele nicht unbedingt die entscheidende Rolle für das Vorkommen der Eidechsen, wengleich in nicht bereinigten Gebieten größere Flächen für die Tiere zur Verfügung stünden. Vielmehr ist wichtig, daß die Eidechsen, die in den nicht flurbereinigten Gebieten bevorzugt in den Sandstein-Trockenmauern hausen, in bereinigten Gebieten Ersatz finden: Freie Felswände und Trockenhänge bevorzugen sie dort; Felsspalten statt Mauer Ritzen geben Unterschlupf und den lebenswichtigen Platz für die Überwinterung.

Inwieweit die Erkenntnisse in der Praxis umgesetzt werden, ist mit dieser Untersuchung freilich nicht beantwortet. «Ökologische Befunde sind noch keine politischen Entscheidungen», stellte Professor Ludwig klar. Der Weg dazu, die engagierte Diskussion zeigte dies, bleibt schwierig.

Hohenasperg soll Museum werden

(BB) Das zentrale Vollzugskrankenhaus des Landes wird in den nächsten Jahren vom Hohenasperg im Kreis Ludwigsburg nach Schwäbisch Hall verlegt.

Das Jugendgefängnis in der Altstadt von Hall wird aufgegeben und abgebrochen. Außerhalb der Stadt wird eine neue Haftanstalt «schwerpunktmäßig» für Gefangene im Alter von 18 bis 24 Jahren gebaut. Sie wird voraussichtlich 85 Millionen Mark kosten.

Das Landesvollzugskrankenhaus, im Augenblick noch auf dem Hohenasperg bei Ludwigsburg, soll mittelfristig in einem Neubau neben der künftigen Vollzugsanstalt in Schwäbisch Hall untergebracht werden. Zwar sei die endgültige Entscheidung noch nicht getroffen, doch werde Hall

«ganz gewiß der Standort des Vollzugskrankenhauses», kündigte Justizminister Eyrich an. Der Hohenasperg solle «so schnell wie möglich» eine Gedächtnisstätte mit historischen Einrichtungen werden. Auf diese Weise könnten auf dem geschichtsträchtigen Berg, auch als «Demokratenbuckel» bekannt, die «Erinnerungen an die Freiheitsbewegung Mitte des 19. Jahrhunderts gepflegt werden», sagte Eyrich. In der Festung, die im 16. Jahrhundert angelegt wurde, waren Männer wie Christian Friedrich Daniel Schubart und Friedrich List eingekerkert.

Böblinger Zehntscheuer neu genutzt

(BBK) Mit einer Ausstellung der Stuttgarter Sezession wurde am 8. Mai die renovierte Zehntscheuer in der Böblinger Pfarrgasse offiziell ihrer Bestimmung übergeben.

Die Zehntscheuer mit angegliederter Museumsneubau ist in knapp dreijähriger Bauzeit mit einem Gesamtkostenaufwand von 8,344 Millionen Mark neugestaltet worden. Mit der Fertigstellung hat Böblingen ein weiteres multifunktionelles Kulturzentrum erhalten, um dessen endgültige Konzeption es in der Vergangenheit teilweise heftige kommunalpolitische Auseinandersetzungen gab.

Erhalten geblieben ist das historische Natursteinmauerwerk in der Zehntscheuer, während der Neubau vorwiegend in Stahlbeton gehalten ist. Beide Gebäude sind durch ein gemeinsames Naturstein-Treppenhaus erschlossen. Ein behindertengerechter Aufzug führt vom zweiten Untergeschoß bis ins Dachgeschoß. Zur Innenausstattung wurden unter anderem Stahl-Glastrennwände und Sichtmauerwerk verwendet.

Zehntscheuer und Museumsneubau können für die verschiedensten kulturellen Veranstaltungen genützt werden. Ein Zuhause soll dort die Städtische Galerie ebenso haben wie die Heimatstube der Nordböhmisches Niederlande (hier hat die Stadt Böblingen bekanntlich die Patenschaft übernommen) und das Bauernkriegsmuseum.

Schönbuch-Geschichte im Museum

(STZ) In der ehemaligen Pfarrscheuer will die Gemeinde Dettenhausen ein Schönbuch-Museum einrichten, in dem die Besucher über Geschichte und Bedeutung dieses 16000 Hektar großen Waldgebiets informiert werden. Die Gemeinde hat die Arbeiten zum Ausbau des 200 Jahre alten Fachwerkhauses vergeben, und Ende nächsten Jahres soll das Museum eröffnet werden. Ursprünglich hatte Dettenhausen wie andere Landgemeinden nur an die Darstellung seiner eigenen Ortsgeschichte gedacht, ehe die Idee auftauchte, den größeren Zusammenhang herzustellen. Zwei Ausstellungen zum Thema Waldarbeit und Forstwerkzeug ermutigen die Gemeinde bei ihrer Absicht.

Auch die Forstbehörden hatten schon lange daran gedacht, ein solches Museum einzurichten. Naheliegender wäre dafür der Standort Bebenhausen, aber die Forstdirektion, die ihren Sitz in Räumen des ehemaligen Klosters hat, möchte das kleine Bebenhausen nicht noch mehr belasten: Kloster und Zweigstelle des Landesmuseums, Schloß und Repräsentationsräume sowie die Wohnung des letzten württembergischen Königs und der Königin sind Besichtigungsangebote genug. Forstpräsident Peter Stoll war deshalb sofort bereit, die Initiative von Dettenhausen für ein Schönbuch-Museum zu unterstützen: Die Forstämter im Schönbuch haben bereits Anweisung, ihre Bestände nach geeigneten Ausstellungsstücken zu durchforsten, und Forstassessor Schrodin beim Forstamt Tübingen wird Dettenhausen beraten.

Der Tübinger Kulturwissenschaftler Ralf Beckmann, derzeit im Dienst der Gemeinde Dettenhausen, hat bereits mit der Materialsammlung begonnen und Vorstellungen für die Darstellung des künftigen Museums entwickelt. Die Ortsgeschichte kommt dabei nicht zu kurz. Die Landwirte in Dettenhausen waren zwar nie «Waldbauern», aber sie waren auf die Waldweide, auf die Streunutzung und auf die Waldarbeit angewiesen. Selbst Treiberdienste mögen bei höfischen

Jagden eine Gelegenheit zu einem Zubrot gewesen sein: Waldarbeit und Jagd sind ebenso Themen des geplanten Museums wie die Ausbeutung von Tongruben und Sandsteinbrüchen.

Das Land hat der Gemeinde im Zuge der Ortskernsanierung auch den Kauf der ehemaligen Pfarrscheuer für 100 000 Mark ermöglicht. Der Ausbau des Fachwerkhauses mit 350 Quadratmetern Ausstellungsfläche auf drei Stockwerken wird weitere 670 000 Mark kosten.

Entscheidung für Oehler'sche Villa

(RPS) Der Stuttgarter Regierungspräsident Manfred Bulling hat entschieden, daß die Oehler'sche Fabrikantenvilla in Stuttgart-Feuerbach erhalten werden muß. Ein entsprechendes Abbruchgesuch des Eigentümers, der Firma Leitz – befürwortet von der Landeshauptstadt Stuttgart, abgelehnt vom Landesdenkmalamt – wurde vom Regierungspräsidium Stuttgart wegen des hohen Denkmalwerts abschlägig beschieden.

Im Zusammenhang mit dieser Entscheidung hat Bulling auch Entscheidungen über das weitere Schicksal des gesamten Fabrikgeländes der weltbekannten Firma Louis Leitz in Feuerbach getroffen. Danach kann auf dem angestammten Fabrikgelände der Firma in Feuerbach der Betrieb bedarfsgerecht erweitert und modernisiert werden. Die Entscheidung war notwendig geworden, weil das Landesdenkmalamt die gesamten Fabrikgebäude auf dem Firmenareal als Kulturdenkmal in Form einer sogenannten Sachgesamtheit qualifiziert hatte.

Nach mehreren Verhandlungsrunden unter Beteiligung der Stadt Stuttgart, des Landesdenkmalamts und der Firma Leitz erreichte Bulling ein Ergebnis, das von allen Beteiligten mitgetragen wurde: Die Villa Oehler muß erhalten bleiben; das Fabrikgelände kann baulich verändert, modernisiert und erweitert werden.

Gerlingen stimmt gegen Landschaftsschutzgebiet

(DBV) Außer den Grünen stimmten am 29. April alle Gemeinderatsfraktionen gegen das geplante Landschaftsschutzgebiet. Der Deutsche Bund für Vogelschutz, Kreisverband Ludwigsburg, ist enttäuscht über die Ablehnung des geplanten Landschaftsschutzgebietes «Stöckach» auf Gerlinger Gemarkung.

Der Deutsche Bund für Vogelschutz weist noch einmal darauf hin, daß durch das Landschaftsschutzgebiet den Besitzern die schon bisher ausgeübte Nutzung in keiner Weise verwehrt wird. Vielmehr sollen in einem Landschaftsschutzgebiet die Grundstücksbesitzer angehalten werden, die bisherige Nutzung fortzuführen und die Kulturlandschaft «Streuoobstwiese» weiter zu erhalten. In der Tat wurden die Grundstückseigentümer im Gewann Stöckach in der Vergangenheit durch ständig wechselnde Planungsvorhaben stark verunsichert und beunruhigt. Mit der Ausweisung als Landschaftsschutzgebiet wären derartige Besorgnisse für die absehbare Zukunft vom Tisch und die Nutzung der Gärten im Sinne der Eigentümer gesichert.

Das ebenfalls vorgebrachte Argument, Gerlingen besitze ja bereits im Wald 800 ha Landschaftsschutzgebiet, ist im Zusammenhang mit dem Stöckach irreführend. Hier geht es vielmehr im Gerlinger Osten um die letzten Bestände von Streuoobstwiesen, die so typisch die Ortsränder und das Landschaftsbild unserer näheren und weiteren Heimat prägen. In der Sitzung des Gemeinderats und in der Erklärung der SPD-Fraktion wurde immer wieder aufgeführt, daß die Grundstücksbesitzer im Stöckach ihre Parzellen vorbildlich hegen und pflegen. Das entspricht leider nur zum Teil den Tatsachen. Die Zerstörung des Gebietes erfolgt schleichend. Stück für Stück wird das Grünland umgebrochen, werden Zäune gezogen und Nadelhölzer gepflanzt. Erst in jüngster Zeit wurde eine nicht geringe Fläche Grünland umgebrochen, wobei eine neuerliche Erweiterung der Umbruchfläche nicht auszuschließen ist.



ALBSTADT

HEIMATTAGE BADEN-WÜRTTEMBERG

Do 10. Sept. '87, 19.30 Uhr

- Festhalle Ebingen

Fr 11. Sept. '87, 20.00 Uhr

- Spitalhof Ebingen
- Thalia Tailfingen

Sa 12. Sept. '87, 20.00 Uhr

- Festhalle Ebingen
- Festhalle Onstmettingen

- Zollem-Alb-Halle Tailfingen

So 13. Sept. 87, ab 10.30 Uhr

- Innenstadt Ebingen

ERÖFFNUNG DER HEIMATTAGE '87

»Mundart-Abend« des Südwestfunks
 »Klassik modern« mit dem Jazzpianisten Eugen Cicero

»Heimatmusikanten« des Südwestfunks mit
 Albstädter Blasmusikkapellen

»S'Ländle nuf und na« – Heimatabend mit Liedern,
 Trachten und Tänzen

»SWF 3-Musikbox, Discothek« – Liveübertragung –

Albstadts Stadtteile stellen bäuerliches und handwerkliches
 Brauchtum vor.

Darbietungen von Volkstanz- und Trachtengruppen,
 offenes Volksliedersingen, Bewirtung mit Spezialitäten

14.00 Uhr

GROSSER TRACHTENUMZUG mit über 70 Gruppen aus
 Baden-Württemberg und heimischen Musikkapellen

15.30 Uhr

LANDESFEST zum Tag der Heimat mit Ansprache von
 Ministerpräsident Lothar Späth

◆◆◆◆ Historischer Jahrmarkt, ◆◆◆◆ Festzelt, ◆◆◆◆ Dampfzugfahrten ◆◆◆◆

AUSSTELLUNGEN

»DAS LANDSCHAFTSBILD DER SCHWÄBISCHEN ALB« Sonderausst. der Städt. Galerie
 6. September bis 18. Oktober '87, Städtische Galerie, Ebingen

»ONSTMETTINGEN ALS KEIMZELLE DES WAAGENBAUS IM ZOLLERNALBKREIS«
 7. September bis 4. Oktober '87, Bildungszentrum, Johannesstraße, Ebingen

»DAS STAUFFENBERG-ARCHIV UND DIE ORTSGESCHICHTE LAUTLINGENS«
 8. – 23. September '87, Schloß Lautlingen

»DIE DONAUSCHWABEN – DEUTSCHE SIEDLUNG IN SÜDOSTEUROPA«
 9. – 27. September '87, Deutsche Bank, Neubau, Marktstraße, Ebingen

»MENSCHEN, MASCHEN UND MASCHINEN«

Geschichte und Entwicklung der Maschenindustrie in Albstadt

10. – 27. September '87, Schloßberg-Realschule, Musiksaal, Hohenzollernstraße, Ebingen

»FOSSILIEN DER SCHWÄBISCHEN ALB« und »EINHEIMISCHE TIERWELT«

Außenstelle des Staatl. Museums für Naturkunde, Museum im Kräuterkasten, Ebingen
 ab 11. September '87 ständige Ausstellungen

»HEIMATTAGE BADEN-WÜRTTEMBERG '87 – MENSCHEN IM ALLTAG«

landesweiter, offener Fotowettbewerb, ausgewählte Fotografien

12. September – 2. Oktober '87, Kreissparkasse Ebingen, Sonnenstraße

i Kultur- und Verkehrsamt Albstadt, 7470 Albstadt 1, Marktstraße 35, Tel. 07431 / 162122 / 162124

Was wird aus der alten Kocherbrücke?

(GT) Seit genau 100 Jahren spannt sie sich im Kocher-Abschnitt zwischen Abtsgmünd und Untergröningen über den Fluß. Jetzt hängt ihr Schicksal an einem seidenen Fädchen.

Diesen Faden hält Regierungspräsident Manfred Bulling höchstpersönlich in der Hand. Ihm vor allem ist es zu danken, daß die alte Holzbrücke auf der Gemarkung der Gemeinde Obergröningen noch einmal eine Galgenfrist eingeräumt erhielt. Der Abbruch des sanierungsbedürftigen Baudenkmals schien nämlich bereits beschlossene Sache.

Grund für den damals unabwendbar scheinenden und sogar vom Landesdenkmalamt abgesegneten Tod der Brücke, die seit 1886 die Verbindung des Weilers Fach zur Außenwelt herstellt, waren neben der Finanznot der Gemeinde Obergröningen vermeintliche Sachzwänge und unselige Modernitätssucht. Trotz einiger Proteste aus der Bevölkerung wollte man die baufällige Brücken-Rarität durch eine «zeitgemäße» Betonkonstruktion ersetzen, die – so das Argument – auch dem Traktorenverkehr gewachsen sei. Beides zugleich – Bau einer neuen und Sanierung der alten Brücke – kam wohl aus finanziellen Gründen tatsächlich nicht in Frage.

Nun aber hat Manfred Bulling, offenbar aufgescheucht von Presseberichten und einer Intervention des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDS, die Sache an sich gezogen. In Stuttgarts Regierungspräsidium entscheidet sich somit das weitere Schicksal der alten Holzbrücke, die mit ihrer Überdachung zu den höchst seltenen Exemplaren der Gattung gehört.

Urteil nimmt Surfern Wind aus den Segeln

(SZ) Wie der berühmte Streit um des Kaisers Bart mutet ein Verfahren an, in dem jetzt ein Urteil des baden-württembergischen Verwaltungsgerichtshofes in Mannheim erging: Die Richter stellten fest, daß eine von den Landratsämtern Konstanz und Bodenseekreis gemeinsam erlassene Verwaltungsanordnung zur Ein-

schränkung des Windsurfens auf dem Bodensee zwar unumgänglich notwendig ist, daß sie praktisch alle juristischen Hürden elegant umschifft, daß sie weder das Grundgesetz noch das Recht auf freien Allgemeingebrauch der Bodensee-Gewässer verletzt, daß sie aber trotzdem ungültig ist. Mit einem winzigen Trick können die beiden Landratsämter die Gültigkeit jedoch herbeizaubern: Sie müssen nur das Wörtchen «Verwaltungsanordnung» durch die Bezeichnung «Rechtsverordnung» ersetzen. Die Verfügung verbietet unter anderem die Benutzung von Segelsurfbrettern im Bereich der Landstellen von Kursschiffen, in Naturschutzgebieten, sowie generell außerhalb der mehr als zwei Kilometer vom Ufer entfernten Wasserfläche. Sie sollte am 15. März 1982, also schon vor fünf Jahren, in Kraft treten. Seither läuft ein Widerspruchsverfahren, das von einem Konstanzer Windsurf-Club, einem Surfer-Verband und von einem Privatmann aus Singen angestrengt wurde und das sich bis zu einer Berufungsklage in Mannheim hinschleppte.

Peter Haag-Preis '87

(sh) Der Peter Haag-Preis, vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND für denkmalpflegerisch beispielhaft instandgesetzte gestaltete und genutzte Altbauten gestiftet, ist 1987 zum zehnten Mal vergeben worden. Die Auszeichnung wird nur an private Bauherren verliehen.

Ausgezeichnet wurden Max Kraske und Anita Neidhardt-Kraske in Rosenfeld für die beispielhafte Erhaltung der Alten Apotheke, eines spätmittelalterlichen Bürgerhauses auf der ehemaligen Stadtmauer. Dr. Albrecht und Ute Stähle in Frankenhardt-Hellmannshofen für die Erhaltung eines Hohenloher Bauernhauses aus dem 17./18. Jahrhundert. Stefan Graf Adelman in Freiberg-Heutingsheim für die Sanierung eines spätbarocken Amtshauses. Hansjörg und Andrea Busch in Rottweil-Bühligen für die Instandsetzung und Nutzung eines spätmittelalterlichen Vogtshofes. Professor Caius Burri in Ulm für die Erhaltung eines bürgerlichen Stadthauses der Renaissancezeit, das einst

im Besitz eines Handelsherren war und heute «in zurückhaltender Weise» als Galerie und Café genutzt wird. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND honoriert weiterhin die Bemühungen des Justinus-Kerner-Vereins und Frauenvereins e. V. Weinsberg um das biedermeierliche Wohn- und Arzthaus von Justinus Kerner in Weinsberg aus dem Jahr 1822.

Am 4. Oktober werden die Auszeichnungen in Ulm Bauherren und Architekten übergeben.

Persönliches

DR. HANS SCHEERER, Schorndorf, ehrenamtlicher Naturschutzbeauftragter und Führender bei Heimatbundfahrten, ist mit der Verdienstmedaille des Landes geehrt worden.

Bei den diesjährigen Heimattagen Baden-Württemberg in Albstadt sind unter den sechs Ausgezeichneten zwei Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES: **PROF. DR. HERMANN JOSEF DAHMEN** aus Aichwald bei Esslingen und **MARTIN GERBER**, Regierungsdirektor a. D. in Biberach/Riß. Professor Dahmen hat sich um die Chorbewegung im Lande und um das Werk von Friedrich Silcher, Martin Gerber um den Auf- und Ausbau des oberschwäbischen Freilichtmuseums Kürnbach bei Bad Schussenried verdient gemacht.

Am 23. Juli konnte **ROBERT KREUTZMANN**, Buchhändler in Backnang, seinen 80. Geburtstag feiern. Aus seiner Feder stammen verschiedene beachtenswerte Aufsätze zur Heimatgeschichte. Robert Kreutzmann ist zudem mehr als 60 Jahre lang Mitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES.